

# Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

## Trudhens Heirath.

Von W. Heimburg.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Frau Baumhagen hatte ihre Abneigung gegen „Villa Waldruhe“ überwunden und war gekommen, um mit ihrer jüngsten Tochter zu sprechen; irgend etwas mußte geschehen, jedenfalls war sie nicht im Stande, die theilnehmenden Fragen nach dem Befinden der jungen Frau länger zu ertragen. Entweder — oder!

Trudchen saß am Fenster in ihrem dümmrigen fahlen Zimmer und las, wenigstens hielt sie ein Buch in der Hand; zu ihren Füßen schlief Linder's Hund. Sie erhob sich erschreckt, als sie Schritte auf dem Korridore hörte, und einen Moment überzog ein helles Roth das blaße Gesicht. „Ach, Mama,“ sagte sie müde, als Frau Baumhagen über die Schwelle taucht in lichtgrauer Toilette, den Hut der Halbtrauer wegen verschwunden, mit Weilchen geschmückt, das runde Gesicht von der Frühlingssonne und Erregtheit noch lebhafter gefärbt, als sonst.

„Aber Kind, so geht es nicht länger!“ begann sie und küßte die Tochter zart auf die Stirn, „wie Du ansiehst, und wie kalt es hier ist! Jenny läßt Dich gräßen, sie ist heute früh nach Paris, um mit Arthur dort zusammen zu treffen; warum bist Du nicht mit geeilt, wie ich Dir vorzuschlug?“

„Ich küßte mich nicht wohl genug,“ erwiderte darauf Trudchen.

„Du siehst blaß aus. Es ist ja kein Wunder, ich habe auch nie Rücksichtslosigkeiten vertragen können.“

Die junge Frau hatte ihren Platz wieder eingenommen. „War Onkel Heinrich einmal hier?“ fragte Frau Baumhagen.

„Gestern erst.“  
„Nun, da weißt Du ja, daß Linder sich einfach seine Einmischung bei Wolff verboten hat?“

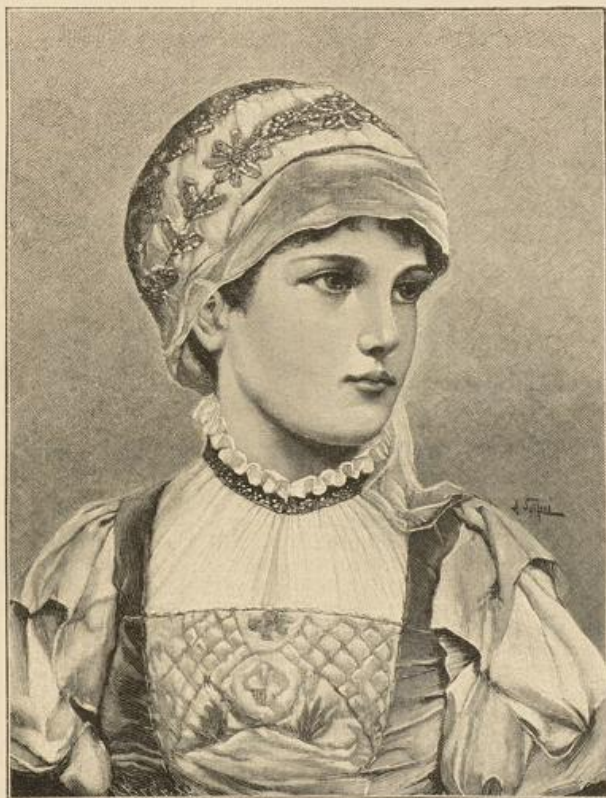
„Ja, Mama.“  
„Und tust dieser Herr Wolff seit drei Tagen mit dem Tode ringt? Es könnte wohl nichts Besseres passieren, als daß er stirbt, die Angelegenheit wäre damit natürlich zu Ende. Ob man in der Stadt schon eine Ahnung hat von dem wahren Sachverhalt, weiß ich nicht, aber irgend etwas ist in der Leute Mund, man überstürzt sich mit Erkundigungen nach Dir.“

Trudchen nickte leise mit dem Kopfe; sie wußte das Alles schon vom Onkel.

„Und er war nicht hier? hat nicht um Verzeihung, suchte keine Annäherung?“ fragte athemlos Frau Baumhagen.

„Nein!“ klang die Antwort, halb ersticht.

„Armes Kind!“ Die Mutter führte das Battisttuch an die Augen. „Es ist roh, geradezu roh! Danke Gott, daß Du so bald zur Einsicht gekommen. Aber Du kannst doch nicht die ganze Zeit, die der Scheidung vorangeht, hier zubringen?“



Angeika. Nach dem Delgemälde von A. Seifert.



Trudchen zuckte zusammen und sah mit starren Augen die Mutter an. Sie selbst hatte ja an weiter nichts gedacht, als an Trennung. Jetzt, wo sie das furchtbare Wort aussprechen hörte, traf es sie wie ein Donner Schlag. „Doch!“ sagte sie dann und wand die Hände unmerklich in einander, „wo sonst?“

„Und was machst Du hier, um Gotteswillen, von früh bis spät?“

„Ich lese und gehe spazieren, und —“ ich gräme mich, wollte sie hinzusetzen, aber sie schwieg. Was wußte Mama von Gram!

„Mein armes Kind!“ Frau Baumhagen weinte jetzt wirklich. Der Aufenthalt hier fiel ihr auf die Nerven; es lag etwas Beängstigendes in der Luft, und es war doch im Grunde eine schreckliche Zeit, die nun bevorstand. Wie, wenn er nicht in die Trennung willigte? Warum hatte Gott dem Kinde einen so unheimlichen Charakter gegeben, der sie in dies Elend gebracht! Wäre sie doch dem mütterlichen Rath gefolgt! Frau Ottilie hatte vom ersten Moment an einen Widerwillen gegen diesen Menschen gefaßt.

„Ich glaube, ich muß heim, meine Migräne,“ stammelte sie und schraubte ihr Büchchen mit englischem Salz auf. „Wenn Du irgend etwas wünschst, Gertrud, schreibe oder schide. Willst Du ein Instrument oder Bücher? Ich habe den neuesten Roman von Dandet; ach Kind, es geht bunt her im Leben, und in der Ehe besonders; Du hast noch nicht das Traurigste erfahren.“

„Ich danke, Mama!“ Die junge Frau folgte der Mutter den Korridor entlang und die Treppe hinunter bis in die Hausthür. Frau Baumhagen nahm mit heiterem Lächeln Abschied; der Küsther brauchte ja nichts zu wissen. „Gute Besserung, Trudchen,“ sagte sie laut, „laß Dir Deine Brunnentur wohl bekommen!“

Die Zurückbleibende schritt in den Garten hinein. Am Ende der Mauer, da wo der Weg umbiegt, war ein kleines Belvedere angebracht, darüber aus Vorkeln ein vielsäckiges Dach. Dort stand sie nun wieder und schaute in das Land hinein, das im Abendgold und Duft vor ihr lag. Hinter den bewaldeten Ausläufern des Thurmberges, da wußte sie traut und lieb das alte Haus. Sie schritt im Geiste durch alle seine Räume, nur an einer Thür zwang sie die Gedanken vorüber, das Zimmer mit den alten Mahagonimöbeln, in das sie zuerst getreten am Hochzeitsabend. Und sie lehnte sich fester auf die Mauer und schaute in die untergehende Sonne, die wie ein feurig rother Ball am Himmel stand, bis ihr die Thränen aus den Augen flossen; und das Herz that ihr weh vor Scham und Demüthigung. Warum nur kam immer wieder dieser Tag herauf und der Abend, der erste, in eben dem Zimmer? Der Abend, wo sie aus seinem Arm geglitten war ihm zu Füßen, ihr Antlitz in seine Hände geborgen, vergehend in heißer Dankbarkeit? Mußte er nicht heimlich gelächelt haben über das thörichte leidenschaftliche, blindlings glaubende Weib? Und der Jörn trieb die Thränen aus den Augen über die blassen Wangen, die Hände zitterten, und riesenhaft bäumte sich der Stolz in ihr.

Sie wandte sich nun und ging dem Hause zu, immer der Hund auf ihren Fersen; und in der Stube hockte sie sich wie ein Kind zur Erde und faßte den braunen Gefellen um den Hals. Sie konnte ja weinen, laut weinen, es hörte keines Menschen Ohr; Johanne war nach Niendorf und holte Bücher und allerhand Kleinigkeiten.

Als Johanne endlich kam, saß Gertrud, still wie immer, in der Sofa-Ecke; die Lampe brannte, und sie las. Die behende kleine Person bot einen schüchternen „guten Abend!“ was mit einem stummen Kopfnicken erwidert wurde. Sie legte neben das Buch ein paar Rosenknospen: „Die Ersten aus dem Niendorfer Garten, gnädige Frau.“

Und als keine Antwort darauf kam, sprach sie weiter, während sie die Wäsche aus dem Korbe nahm und in einen Schrank packte: „Die Dore ist fort, Frau Linden; sie hat sich mit Fräulein Adelsheid gezannt, da hat der Herr sie hinausgejagt. Er ist so böse. Herr Baumhagen, der grad draußen war, hat sich bitter beklagt über das Essen heute Mittag; ich stand in der Küche, da kam er herein und sagte, er hätte in seinem ganzen Leben noch nicht solch' miserable Schoten bekommen, und der Schinken sei nach der verkehrten Seite geschnitten. Da hat dann Fräulein Adelsheid geweint und lamentirt und erklärt, sie thäte das Alles nur aus Gefälligkeit. Und der Herr Amtsrichter wollte sie trösten und sagte, es wäre schade um ihre schönen Augen. — Ich soll auch vom Herrn Amtsrichter eine Empfehlung anrichten, und er käme noch, um der gnädigen Frau Adieu! zu sagen; er reist ja wohl

in den nächsten Tagen ab. Herr Baumhagen läßt auch grüßen, und Fräulein Rosa und die kleine Adelsheid —“

„Bitte, Johanne, besorge mir den Thee!“ unterbrach die junge Frau den Redestrom.

„Ich hatte eigentlich saure Milch, gnädige Frau, aber geht, es ist kühl. Ach Gott, und wie sieht's im Milchfeller aus! Es verkommt Alles; es wäre wirklich besser, wollten die Herrschaften sich dahin einigen, daß das Fräulein Adelsheid hierher kommt und ich gehe zum Herrn.“

„Du bleibst hier!“ erklärte Trudchen und senkte die Augen auf ihr Buch.

„Der Herr sieht so blaß aus,“ fuhr die redselige Frau fort. „Der Herr Baumhagen erzählte ihm im Gartenlaal, daß es mit dem Wolff zum Sterben kommt; da schlug er mit der Hand auf den Tisch, daß die Kaffeetassen klirrten, und sagte: „In dieser Geschichte geht mir Alles quer!““

Trudchen sah empor; in ihr blasses Gesicht kam Farbe und sie athmete tief auf. „Zum Sterben?“ fragte sie.

„Ja! Ich hörte noch, wie Herr Baumhagen ihn zu beruhigen suchte: es sei wohl so am besten, und er hoffe, es werde sich nun Alles in Frieden arrangieren.“

„Was wollte denn mein Onkel draußen?“ forschte Trudchen. Johanne ward verlegen. „Ich weiß es nicht, Frau Linden, aber wenn mich nicht Alles täuscht, so redete er Herrn Linden zu —“

„Ja! Ich hörte noch, wie Herr Baumhagen ihn zu beruhigen suchte: es sei wohl so am besten, und er hoffe, es werde sich nun Alles in Frieden arrangieren.“

„Was Sie mit einander gehabt, die Herrschaft, das weiß ich nicht, es kommt mir auch nicht zu, darüber nachzudenken. Aber sehen Sie, gnädige Frau, ich hatte auch einmal einen Mann, dem ich herzlich gut war — das Leben ist so kurz, meine ich — man sollte sich keine Stunde verbittern, gnädige Frau; was tot ist, kommt nicht wieder. Aber wüßte ich, mein Fräulein wäre noch auf der Welt und säße drüben hinter den Bergen, so gar nicht weit von mir — Herr Jesus, wie wollte ich laufen, daß ich hinüber käme, und wäre er auch bitterböse auf mich! Um den Hals fiel ich ihm und sagte: Fräulein, nun schilt mich und schlage mich, es ist Alles Eins, wenn ich Dich nur habe!“ Und die junge Witwe vergaß den Respekt vor der Herrschaft und schlug den Zipfel der sauberen Schürze vor die Augen und begann bitterlich zu weinen.

„Weine nicht, Johanne,“ sagte Trudchen. „Du verstehst das nicht. Mir wäre es schon lieber so — als daß er mich —“ Sie stockte, es war ein Gefühl herzbelemmender Angst, das sie überkam.

Johanne schüttelte den Kopf. „s ist nicht recht!“ sprach sie und ging hinaus.

Und Trudchen ließ den gedeckten Tisch und stellte sich ans Fenster und legte die Stirn an das kühle Glas. Ob es nicht Menschenworte giebt, so gewaltig, als hätte Gott selbst sie gesprochen?

Als Johanne nach langer Zeit wieder das Zimmer betrat, fand sie es leer und den Tisch unberührt; und als sie sich anschickte, das bescheidene Tafelgeschirr abzuräumen, da trat die junge Frau eben wieder über die Schwelle und legte einen Schlüssel auf den Schreibtisch. Sie war in des seligen Herrn Stube gewesen, und wie versteinert sah das blasser Antlitz aus unter dem braunen Haar.

„Wenn Besuch morgen kommt, oder wann es sei — ich bin nicht zu sprechen,“ befahl sie, „es müßte denn Onkel Heinrich sein.“ Und sie nahm das Buch vor die Augen und las.

Es rührte sich schon längst nichts mehr im ganzen Hause, da ließ sie das Buch einen Augenblick sinken und starrte ins Leer hinaus. „Nein!“ sagte sie halbblau. „Nein!“

Drei Tage später fuhr die Niendorfer Equipage vor das Gitterthor von „Waldrufe“ und hielt dort eine Viertelstunde im grellsten Scheine der Nachmittagssonne, sodas sich die Gärtnerkinder nicht satt zu sehen vermochten an der aufsprühenden Farbenpracht von Tante Rosa's weichenfarbenem Sonnenschirm und den rothen Straußfedern, die auf Adelsheid's Sommerhütchen lagen und sich effektvoll mit dem dunklen Kraushaare vermischten, das wie in Franzen über der jungen Stirn hing. Auch dem Herrn Amtsrichter mußte dieser Anblick behagen, denn er vermaandte sein Auge von dem anmuthigen vis-à-vis.

„Frau Linden bebauert; sie ist nicht wohl genug, um Besuch empfangen zu können,“ berichtete Johanne mit niedergedrungenen Augen.



Zwei der Insassen des Wagens sahen sich enttäuscht an, und der Amtsrichter suchte in der Brusttasche nach seinem Visitenkartenetui. „So!“ Er handigte der Dienerin die umgebogene Karte ein. „Und hier ist ein Brief, ein wichtiger Brief — verstehen Sie, Johanne? Empfehlen Sie mich, und ich wünschte gute Besserung.“

„Ich auch!“ sagte schüchtern das Fräulein. Tante Kaja aber schwieg, und da man genauer hinsah, schloß sie, und das alte runzlige Gesichtchen wackelte seltsam über der großen Hutckleise.

Vorwärtmann, fahren Sie ja recht langsam, wenn wir in den Wald kommen.“ flüsterte der Amtsrichter, „Fräulein Kaja schläft.“ Und der Kutscher schnalzte mit der Zunge und fuhr auf dem weichen Graswege schiefer lautlos dahin; Johanne sah nur noch, daß der Herr Amtsrichter von der Mitte des Sitzes dem jungen Mädchen völlig gegenüber rückte und daß diese plötzlich so roth erglühte wie die Feder ihres Hüchens.

Johanne ging mit Brief und Karte ins Haus zurück und überreichte sie Trudchen.

„Einen Brief?“ fragte die junge Frau. Der Herr Amtsrichter gab ihm mir,“ erwiderte Johanne und verließ das Zimmer, in welchem, trotz der draußen herrschenden Wärme, eine feuchtkühle Luft wehte.

Trudchen öffnete langsam das Konvert. Es war keine Handschrift; sie hatte es geahnt. Ein rasches banges Herzklopfen nahm ihr fast den Athem, und die Buchstaben flimmerten vor ihren Augen; es verging eine Weile, ehe sie lesen konnte:

„Gertrud! Gestern Abend ist Wolff gestorben. Es ist nicht mehr möglich, ihn auf Erden zur Rechenschaft zu ziehen, es ist nicht mehr möglich, seine Schuld aufzudecken. Er steigt ins Grab, ohne die Verleumdung von mir genommen zu haben. Ich bleibe als der vermeintliche Schuldige vor Dir stehen und kann weiter nichts thun, als noch einmal versichern, daß wir — Du und ich — die Opfer eines Schurken geworden sind. Ich habe nie mit Wolff über Dich, über Dein Vermögen verhandelt, noch seine Vermittelung angerufen.“

Ich überlasse Dir und Deiner Einsicht das Weitere; zwingen zur Rückkehr werde ich Dich nicht, so wenig ich mich zu einer Schwärzung zwingen lasse. Komm, Gertrud, komm bald, und Alles soll vergessen sein. Das Haus ist öde, und die Herzen sind es noch mehr — fasse wieder Vertrauen. Dein Franz.“

Sie war eben zu Ende mit dem Lesen dieser Worte, da trat Onkel Heinrich ein. Der kleine Herr hatte entschieden gut dünkt; er machte das lustigste Gesicht von der Welt.

„Noch immer hier?“ fragte er. Und als sie nicht antwortete, sagte er sie näher ins Auge — „nun, doch nicht schon wieder in Alteration?“

Aber die junge Frau wollte plötzlich, und Onkel Heinrich sprang noch gerade hinzu, um sie stützend zu halten und mit ängstlicher Stimme Johanne zu rufen. Sie legten die schlankte Gestalt in den Lehnstuhl und wuschen die Schläfen mit kaltem Wasser.

„So sprich doch, Kind!“ bat er, „so sprich doch!“ und das wiederholte er, bis sie die Augen aufschlug.

„Ich kann nicht,“ sagte sie nach einer Weile.

„Was denn?“ fragte der asthmaatische alte Herr.

„Zu ihm gehen! Ich kann nicht! Muß ich denn?“

„Barmherziger Gott,“ höhnte Onkel Heinrich, „nimm doch Verstand an! Freilich mußt Du, wenn Du ihn nicht verkommen lassen willst.“

„Ich muß?“ wiederholte sie, und wie zu ihrem Troste fügte sie hinzu: „nein, ich muß nicht! Ich kann mich nicht zwingen Vertrauen zu fassen, ich kann mich nicht verstellen. Nein, ich muß nicht!“ Und sie sprang auf und lief das Zimmer entlang bis zur Thür, bebend vor Aufregung.

„O, la la!“ Der alte Herr griff sich in die Haare. „So Weib! Laß Haus und Hof zu Grunde gehen und den Mann dazu, dem Du die Treue gelobt hast!“

„Ja, ja!“ flüsterte sie, „Du hast schon Recht, aber ich kann nicht!“ Und sie umfaßte in der Tasche die kleine Börse, in welcher das ungeliebte Brieffragment steckte.

Es war, als ob diese Berührung ihr die völlige Besinnung wiedergab. Sie wurde still, schmiegte sich in den Sessel und lehnte den Kopf an die Polster.

„Berzeihe, Onkel — ich weiß, was ich thue.“

„Das weißt Du eben nicht!“ murmelte er.

„Doch!“ Klang es trotzig zurück. „Oder meinst Du, ich müßte hinüber gehen und ihn mit gerungenen Händen bitten, mich in Gnaden wieder anzunehmen?“ Und wie Hohn kränzelte es sich um ihre Lippen.

„Das Gescheiteste wär's!“ erklärte Onkel Heinrich verdrießlich. Sie beugte stolz den Kopf in den Nacken zurück. „Nein!“ kam es von ihren Lippen, „und wenn ich noch elender wärde! Berzeihen kann ich, aber — hinkuscheln wie — wie ein Hund — nein!“

„So soll mich Gott strafen, wenn aus Dir nicht der pure Hochmuth spricht,“ fuhr der alte Herr auf. „Wer giebt Dir ein Recht, Dich so weit über ihn zu stellen? Ein armer Kerl war er, der nicht freien konnte ohne Geld; ist es ein Verbrechen, daß er nach diesem Punkte gefragt? Bei jeder Prinzessin geschieht es. Lieblos bist Du und starr und ungerecht! Hast Du nie ein Unrecht gethan?“

Sie war schon bei den ersten zürnenden Worten zusammengefahren wie ein erschrecktes Kind, nun sprang sie auf, und als sie vor ihm niederkniete, sahen ihre Augen bittend zu ihm empor. „Onkel, weißt Du denn, wie ich ihn geliebt habe? Weißt Du denn, wie ein Weib lieben kann? Zu ihm aufgesehen habe ich, wie zu dem Edelsten auf der Welt, so hoch, so groß kam er mir vor. Zu seinen Füßen habe ich gelegen, und Abends habe ich die Hände gefaltet und Gott gedankt, daß Er mir diesen, gerade diesen Mann gegeben. Der Einzige, glaube ich, wäre er, der nicht nur das reiche Mädchen in mir sah, und hundertmal hat er mir dies erzählt. Onkel, Du, Du bist immer allein gewesen, Du weißt nicht, wie sehr man lieben kann! Und dann hinunterzuteigen, einen gewöhnlichen Menschen vor sich zu sehen, Einen, der auch die Lüge nicht verschmäht — lieber todt, lieber todt!“ Und sie ließ seine Rechte und barg ihr Gesicht in den zitternden Händen. „Und da, wo das Glück gewesen, da soll ich mit der fargen Pflicht haushalten? Ich soll seine Frau sein, und ich weiß, daß nicht die Liebe ihn zu mir geführt? Ich soll ein zärtliches Wort hören, und nicht dabei denken: Er meint's nimmer so? Er sagt mir etwas, und ich zermartere mich in Zweifeln darüber, ob er es ehrlich meint? O, die Hölle kann nicht schrecklicher sein, denn ich hatte ihn lieb!“

Dem alten Herrn standen die Augen voll Wasser. Er strich verlegen über den schlichten Scheitel der jungen Frau.

„Steh auf, Trudchen,“ bat er leise; und nach einer Pause: „Man soll aber vergeben, sagt schon die Bibel.“

„Ja, von Herzen!“ flüsterte sie, „und wenn Du ihn siehst, so sage es ihm. Ach, und wenn er gekommen wäre und hätte gesprochen: Berzeihe mir — aber so —“

Dem Onkel Heinrich schoß ein Gedanke durch den Kopf. „Dann würdest Du nachgeben, gute Kleine?“ fragte er, „nicht wahr?“

„Ja!“ stammelte sie, „so schwer es auch ist.“

Der alte Egoist wußte, was er zu thun hatte. Er führte das weinende Trudchen zu ihrem kleinen Sofa, ließ sich von Johanne ein Glas Wein reichen und fuhr dann nach Niendorf. Er sah unterwegs immer das schöne thränenüberströmte Gesicht vor sich und hörte ihre klagende Stimme. Als er ziemlich hastig die Treppe zum Gartenaal emporstieg, erblickte er schon durch die Glascheiben der Thür die kleine schwarze Adelsheid neben dem Amtsrichter am Tische, der eben eine Weinschale entfortete. Beide waren so vertieft im Anblicken und Erwöhnen und wieder Anblicken, daß sie den alten Spion da draußen gar nicht gewahrten. „Nun wahrhaftig, es sind auch Zeiten darnach in diesem Hause Bowlen zu machen,“ dachte Onkel Baumhagen. Er jagte das Paar beim Eintreten mit einem brummigen „guten Tag!“ in die nüchternste Wirklichkeit zurück, und der Herr Amtsrichter begann sogleich mit einem Lamento über das schauerhafte Pech, daß dieser Wolff ein halb Jahr zu früh gestorben sei.

„Was ist denn hier los?“ fragte Onkel Heinrich dagegen und sog das Aroma der Waldbeeren ein.

„Die Abschiedsbowle für den Herrn Amtsrichter,“ erklärte Fräulein Adelsheid.

„O, la la! Sie wollen fort?“

„Ich muß,“ erwiderte der Kleine mit einem bedauerlichen Blick zu dem jungen Mädchen. „Uebrigens, verehrter Herr, seitdem hier die frauenlose, die schreckliche Zeit angebrochen, ist es, gelinde gesagt, unheimlich in Niendorf. Linden ist seit der Todesnachricht gestern Abend so niedergeschlagen, als sei mit diesem Satanskern sein Liebstes in die Grube gefahren. Weiß Gott, um einen



ihren Verwandten hätte er nicht besorgter sein können, und die Gänse haben sich die Beine abgelaufen, um Erkundigungen über das Befinden des Wiedermannes einzuziehen. Ich glaube sogar, er hatte dem Leibarzt dieses ausgezeichneten Erdenbürgers eine Prämie für die Erhaltung seines so kostbaren Lebens ausgesetzt.“

Onkel Heinrich brummte etwas, das beinahe wie eine Verwünschung klang. „Wo ist Linden?“ fragte er dann.

„Oben!“ scholl Fräulein Adelheid's Stimme. „Er sitzt da schon seit heute früh, wenigstens haben wir —“ sie zeigte auf den Amtsrichter und auf sich — „allein dinirt mit Tante, dann sind wir in ‚Waldruhe‘ gewesen, aber nicht angenommen worden, und jetzt ist es die pure Verzweiflung, wenn wir eine Bowle machen. Aber bitte, Herr Baumhagen, wollen Sie nicht einmal kosten?“

Die Kleine hatte ein Glas gefüllt und bot es dem alten Herrn mit lachenden Augen.

Onkel Heinrich warf einen halb ärgerlichen, halb begehrlischen Blick auf das Kelchglas in der niedlichen Mädchenhand. „Hege!“ sagte er dann, und stolz wie ein Spanier schritt er aus dem Zimmer. Er war zu ernst gestimmt, um auf das „Gequatsch“ einzugehen. Hinter ihm drein aber slog ein glühendes Lachen.

„So wollt' ich doch, daß der Amtsrichter den kleinen Satan mit in den Koffer packte und nach Frankfurt expedierte, oder meinethwegen dahin, wo der Pfeffer wächst!“

Er schreckte den jungen Hausherrn vom Schreibtisch empor. „Linden,“ begann er, ohne sich zu setzen, „unten hält der Wagen, kommen Sie mit zu der kleinen Frau; bitten Sie sie um Verzeihung und Alles ist gut.“

Franz Linden blickte ihn ruhig an. „Wissen Sie, was ich damit thäte?“ fragte er, „ich gestände eine Schuld ein, die ich nie begangen habe.“

„Ach was, Quatsch! Lassen Sie doch Das! Hier kommt's darauf an, wollen Sie die Frau wieder haben oder nicht?“

„Ist das die Bedingung, unter welcher meine Frau wiederkehren will?“

„Na, versteht sich. O la la! Ich weiß wenigstens genau, daß sie dann kommen würde.“

„Ich bedauere, aber das kann ich nicht,“ erklärte der junge Mann und wurde um einen Schein blässer. „Ich habe nicht um Verzeihung zu bitten.“

„Halsstarriges Volk und kein Ende!“ posterte Onkel Heinrich. „Man freut sich, daß der Hallunke todt ist, und nun sind wir auf dem alten Fleck!“

„Daß der Hallunke todt, ist für mich ein trauriges Schicksal, Onkel.“

„Sie wollen nicht?“ fragte der alte Herr noch einmal.

„Um Verzeihung bitten — nein!“

„So leben Sie wohl!“ Und Onkel Heinrich setzte den Hut auf und verließ eilig das Zimmer und Haus.

„Erlauben Sie doch, daß ich Sie hinunter begleite,“ bat Franz und folgte dem kleinen Herrn, der hastig in den Wagen stieg, als gelte es eine Flucht.

Aber ehe die Pferde anzogen, beugte sich über den Schlag noch einmal sein altes gutes Gesicht, und eine brennende ehrliche Angst stand darauf zu lesen.

„Hören Sie, Franz,“ flüsterte er, „s ist ein thörichtes Stolz von Ihnen. Die Weiber besitzen so ihre Marotten; ich habe zwar nie Eine gehabt — drei Kreuze dahinter — aber ich kenne sie doch. Sie haben so einen gewissen Körpergeist, sie wollen Alle aus Liebe auf den Schild gehoben werden, und die Kleine ist darin besonders scharf. Sie hat mit ihrem Vater, meinem guten seligen

Lebrecht, ein bißchen viel in Idealen gemacht; ich sagte es immer: die Krabbe hat zu viel gelesen. Nun sein Sie der Klügere, der nachgibt! Herr Gott, Sie sind wahrhaftig nicht auf den Mund geschlagen und — sie ist doch eine reizende kleine Frau.“

„Sobald Gertrud wiederkehrt, ist Alles vergessen,“ erwiderte Linden und schloß die Wagenthür.

„Sie kommt aber so nicht, Junge. Kennen Sie den Baumhagen'schen Trostlopf noch nicht?“ klang es in höchster Verzweiflung.

Er zuckte die Schulter und trat zurück.

„Nach ‚Waldruhe!‘“ schrie im heftigen Zorn der alte Herr dem Kutscher zu, und ohne Gruß fuhr er ab.

Der Monsieur spielt sich gefährlich auf als beleidigte Unschuld,“ brummte er und stieß in kurzen Zwischenräumen den Stock auf den Boden des Wagens. Und je näher er der Villa kam, desto töchter färbte sich sein verärgertes rundes Gesicht. Er brauchte, in „Waldruhe“ angelangt, die Treppe nicht zu ersteigen: Trudchen war im Park. Am Ende eines dunkelschattigen Weges stand sie, und den Onkel gewahrend, kam sie ihm entgegengegrüßten in ihrem einfachen weißen Sommerkleide.

„Onkel!“ stieß sie athemlos hervor, und zwei angstvolle Augen suchten in den seinen zu lesen.

„Na, komm!“ der alte Herr faßte sie an der Hand, „gehen wir den Weg vollends hinaus; es thut mir wohl, der Schlag könnte mich sonst beim Stillstehen treffen. Kurz und gut, Kind — er will nicht.“

„Onkel, was hast Du gethan?“ rief Trudchen, und die Röthe der Scham stieg ihr ins Gesicht. „Du bist bei ihm gewesen?“

„Ja, ich habe gesagt: ‚Geh und bitte ihr ab, dann ist Alles gut — die Weiber sind mal so!‘ Und er —“

Sie faßte mit der Hand nach dem Herzen. „Onkel!“ stammelte sie.

„Und er sagte: Nein! Es hieße eine Schuld bekennen, die er nicht begangen. So, mein Kind. Ich hab mich da mal wieder als Friedensengel aufspielen wollen, aber — bis hieher und nicht weiter! Jetzt helft Euch allein! Der Aerger schadet mir allemal. Du weißt's; ich habe nun wieder genug auf vier Wochen. Adieu, Trudchen!“

„Adieu, Onkel, ich danke Dir.“

Er war schon ein paar Schritte gegangen, da sah der alte Egoist sich noch einmal um. Sie lehnte an dem Stamm einer Buche, wie gebrochen, die Blide zur Erde gesenkt, ein unheimliches Lächeln um den Mund.

„Ei du Grundgütiger!“ stammelte er, nahm den Hut von der heißen Stirn und ging mit schwerem Herzen zurück zu ihr. „Na, nun den Kopf hoch,“ sprach er freundlicher. „Da drüben in Niendorf macht der kleine schwarze Satan eine Ede beerbowle, der Amtsrichter will abreisen. Wie wär's, Trudchen, wollen wir mittrinken? Komm, komm, ich bringe Dich hinüber! Siehst Du, wir treten hinein in den Saal, ganz leise — ich will nicht der Egoist sein, der ich bin, wenn Ihr Euch nicht Eins — Zwei — Drei in den Armen habt, Du rufft: ‚Franz!‘, er: ‚Trudchen!‘ und alles ist vergessen. — Trudchen, alte kleine Trude, sei vernünftig. Ist das Leben denn gar so herrlich, daß man sich die paar goldenen Tage der Jugend und der Freunde noch muthwillig vertümmern muß? Komm, komm, folge mir dies ein einzige Mal!“

Er hatte sie an das feine Handgelenk gefaßt; aber heilig wand sie sich los, eine förmliche Erstarrung lag über ihrem Antlitz.

„Nein, nein, das ist vorbei,“ sagte sie laut und hart.

(Fortsetzung folgt.)

## Kulturhistorische Modebilder.

### 1. Die Geschichte vom Pops.

Von Karl Brunn-Biesbaden

Es giebt in der Weltgeschichte kein ergreifenderes Trauerspiel, als die Geschichte vom Pops. Niemals ist Jemand bei seinem ersten Auftreten mit mehr Begeisterung empfangen worden. Niemals hat Jemand über mächtige Gegner glänzendere Triumphe gefeiert. Niemals ist Jemand schmählicher zu Grunde gegangen und mehr unter allgemeinem Spott und Hohn zu Grabe getragen worden.

Niemand mehr, als der Pops. Ich spreche natürlich nur von dem Pops der Männer. Denn die Pöpsle der Damen, wenngleich sie bisweilen ein wenig falsch sind, erfreuen sich auch heute noch der allgemeinen Beliebtheit und Achtung.

Der männliche Pops wurde, als er zum ersten Mal als junger schlanker, unternehmender Gegner der alten umfangreichen,





Liebesgaben.

Nach dem Delgemälde von W. Claudius.



schwerfälligen Perücke austrat, von dem damaligen „jungen Europa“ mit Jubel empfangen. Denn es hat in jedem Jahrhundert ein „junges Europa“, ein „junges Deutschland“, ein „Italia giovine“ u. gegeben. Leider ist das junge Institut allemal gar zu schnell gealtert. Doch das ist ein Thema, das eine besondere Bearbeitung (zwar bis jetzt nicht gefunden hat, aber nothwendiger Weise) erfordert.

Heute sprechen wir nur von dem Zopfe.

Wenn ich deutlich machen soll, wie der Zopf gleich dem jungen Hercules in der Wiege schon Schlangen erwürgte, nämlich die Voden-Schlangen der Allongeperücke, und wie diese Heldenthat von Europa mit Beifall aufgenommen wurde, so muß ich ein wenig zurückgreifen auf die vorausgegangenen Jahrhunderte.

Vor dem Dreißigjährigen Krieg trug man kurze Haare und lange Bärte. Im 17. Jahrhundert dagegen wurden die Bärte immer kürzer und schmaler — der Kinnbart fiel ganz weg, und der Schnurrebart wurde durch Nasen von der oberen und von der unteren Seite her zugleich dergestalt geschmälert, daß er nur noch einen dünnen Strich bildete — und die Kopfhaare wurden immer länger. Oder besser und deutlicher ausgedrückt: „Sollten immer länger werden.“ Da aber die Natur ihre Mitwirkung versagte zu den unsinnigen Plänen der Mode und der Menschen, so mußten bald die künstlichen und die todtten Haare die Stelle der natürlichen und der lebendigen Haare vertreten; und das war der Ursprung der Perücken, und zwar jener Allonge-Perücken, welche sich „mit Millionen Voden“ auf dem menschlichen Haupt emporhürmten und außerdem noch die Ohren, den Rücken, die Schultern und einen Theil der Brust bedeckten.

Indessen gab es auch damals schon eine Minorität, welche es vorzog, das eigene Haupthaar zu tragen, und merkwürdiger Weise gehörten zu ihr gerade die zwei Männer, welche zu einander einen unverföhnlichen Gegensatz bildeten, so daß der eine dem andern zum Opfer fallen mußte. Das waren Kaiser Ferdinand II. und Wallenstein, richtiger „Waldstein“ geheißen. Beide haben niemals Perücken getragen.

Alein abgesehen von diesen beiden Häuptern jenes 17. Jahrhunderts, welches die Franzosen heute noch das „große“ (le grand siècle) nennen, wie sie auch ihren Haupt-Perücken-Stoff, Ludwig XIV., den großen Herrscher (le grand monarque) tituliren, welches Jahrhundert für uns Deutsche dagegen unzweifelhaft das Jahrhundert des Gloriums, der Verarmung, des Rückganges, der Auflösung und des Verfalls war — abgesehen von so hohen Häuptern, sage ich, wagte es damals noch Niemand, den Perücken offen den Krieg zu erklären.

Man machte den schüchternen Versuch, an die Stelle der Allonge-Perücke die kurze runde Stup-Perücke zu setzen. Allein auch das galt schon für ein Zeichen von bedenklicher Gefinnung, oder wie man es in unserer laubentwälschen officiellen Sprache ausdrückt: „von destruktiven Tendenzen“. Lord Mahon erzählt uns, daß die Königin Anna von England einen ihrer besten Minister in Ungnade entließ, weil er sich erdreistet hatte, vor Höchstihren Augen, statt in einer großen Allonge-Perücke, in einer einfachen Stup-Perücke zu erscheinen. Leibniz dagegen war klüger. Er war ein großer Gelehrter, aber auch ein großer Staats- und Hofmann. Er erschien nie anders, als in einer großen Perücke, und so sehen wir ihn auch heute noch in seiner vortrefflichen Portrait-Statue auf dem Platze vor der Thomaskirche in Leipzig.

Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß es damals selbst die Jugend noch nicht wagte, direkt gegen jeden Zwang und für die absolute, extreme und unbeschränkte Befreiung des Haupthaars aufzutreten, welche heutzutage die Regel ist und welche man vor hundert Jahren, als sie aufkam und als man in einer Art von römischem Pseudoklassicismus schwärmte, den „Titus-Kopf“ nannte. Sie wußte, daß man darin einen Angriff auf Thron und Altar, oder mindestens eine „subversive Tendenz“ gefunden haben würde. Gleichwohl wollte sie sich nicht mehr fernern in eine Wolke fremder Haare hüllen. Sie wollte das eigene Haarwachsthum kultiviren; aber sie wagte noch nicht, es ganz zu emancipiren, weil man darin ein „bedauerliches Zeichen von Sittenlosigkeit“ erblickt haben würde. Auf diesem Wege kam sie zu einem Kompromiß, nämlich: eigene Haare, aber in gebundener Form. Das war der Zopf — der Kompromiß zwischen

Natur und Unnatur, zwischen freiem Haar und Perücke. Der Zopf war also der Fortschritt!

Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts hatte Moscherosch, genannt „Philander von Sittenwald“, in seinem „Mammon-Rehrans“ wider die Perücken gedonnert mit den Worten:

— „Bist Du ein Deutscher? Warum dem mußst Du ein falsches Haar tragen? Warum muß dies Haar also lang über die Schultern herabhängen? Warum willst Du das Haar nicht kurz beschneiden nach alter deutscher Sitte? Ist das nicht ein lose Leichtsinngkeit? Diese langen Haare, also herabhängend sind rechte Diebshaare und erdacht worden von den Wälschern, welchen um eines Diebstückes oder einer andern Mißthat willen ein Ohr abge schnitten worden. Den Verlust möchten sie nun also mit den Haaren bededen. Ihr aber wollt solche lasterhafte Leute in ihrer Untugend nachäffen? Eurer eigenen, christlichen, deutschen Haare wollt Ihr Euch schämen? Ihr wollest sie abschneiden und hingegen lieber eines wälschen Diebs- und Galgenvogels Haar Euch auf Euren Kopf setzen lassen? — Aber was sich seines eigenen Haares schämt, der ist nicht werth, daß er einen Kopf hat.“

Der Ausdruck „Diebshaar“ erklärt sich aus dem Umstande, daß schon zur Zeit des alten Frankreichs das Abschneiden des Haupthaars eine entehrende Strafe war und daß auch noch im 17. Jahrhundert in Frankreich und in Deutschland die Ehre herrschte, die überführten Diebe à la brebis (wie Schafe) zu scheren und zu stäupen. Das nur beiläufig.

Am deutlichsten läßt uns die preussische Dynastie erkennen, wie der Zopf die Perücke besiegt hat.

Friedrich I., der sich die Königskrone auf das Haupt gesetzt hat, war noch ganz und gar Perücke, und zwar Perücke in des Wortes verwegener Bedeutung. Er trug Allongeperücken aus gedehntester Gattung.

König Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrich's des Großen, eröffnete den Krieg wider die großen Perücken zu Gunsten — der kleinen. Anstatt der Allongeperücke führte er die bereits erwähnte kleine runde Stupperücke ein. Zuerst trug er eine braune, in seinen letzten Lebensjahren eine schneeweiße. Beim Militär führte er den Zopf ein. Mit der Perücke für den gemeinen Mann ging's ohnedies nicht. Das wäre schon viel zu theuer geworden, und Friedrich Wilhelm I. war, wenngleich er auf den Erwerb langer Ketten ein großes Stück Geld verwandte, doch vor allem Dingen sehr sparsam. Daneben hatte er den französischen Luxus und folglich auch das „falsche Pathos der Haare“, die „falsche Behauptung“, das ist die Perücke. Die streng gezogene Toga des eigenen Haares in einer gebundenen, die stramme Mannszucht versinnbildlichenden Form war sein Ideal. Seitdem begann man von dem „preussischen“ Zopfe zu sprechen.

Und Friedrich der Große war es, der diesen preussischen Zopf zu Ehren gebracht hat. Denn Friedrich trug überhaupt keine Perücke. Wie Friedrich I. ganz Perücke war, so Friedrich II. ganz Zopf, wenngleich keineswegs nur Zopf. Und es gelang ihm, dem Zopfe Bahn zu brechen, und zwar nicht nur in der Armee, sondern auch in der bürgerlichen Gesellschaft. Heute lächelt wir unwillkürlich, sobald von der „Zopfzeit“ die Rede. Aber man darf dabei Zweierlei nicht vergessen:

Einmal: die Vorzüge des Zopfes vor der Perücke. Vor Allem, daß er weniger Zeit, Schöpfung und Pflege in Anspruch nahm, und dann, daß er weniger kostete.

Sodann, — daß die größten Männer Zöpfe getragen; ich nenne nur Gotthold Ephraim Lessing, Albrecht von Haller, Klug, Wieland, Herder, Kant, Windelmann, Linné, Buffon, Voltaire u. Auch Kaiser Wilhelm und seine Brüder haben in der Jugend noch Zöpfe getragen.

Alein obgleich der Zopf von einem großen Könige und von einer Reihe geistiger Helden getragen und beschützt ward, vermochte er doch nicht ohne schwere Kämpfe zur Herrschaft zu gelangen. Noch im 17. Jahrhundert herrschte unter der Geistlichkeit ein heftiger Streit darüber, ob es dem Priester erlaubt sei, sich der Perücke zu bedienen. Ein französischer Doctor der Theologie Namens Jean Baptiste Thiers hat eine eben so rühmliche, als wüthende Streitschrift wider die geistlichen Perücken geschrieben. Doch die Perücken siegten. Im 18. Jahrhundert sehen wir dagegen das Schauspiel, wie die zur Herrschaft gelangten fanatisirten Perücken den Zopf als einen unberechtigten



Verdringung bekämpften, welcher an einem geistlichen Haupte nicht duldet werden dürfe.

Einen höchst interessanten Beleg hierfür liefert der Proceß wider den Prediger Schulz in Gieselsdorf in der Mark, später bekannt unter dem Namen „der Zopf-Schulz“. Er wurde bei dem Consistorium verklagt unter Anderem auch deshalb, weil er vor seiner Gemeinde im Zopf predigte, anstatt in einer Perücke, oder in sorgfältig gelocktem oder gekräuseltem Haupthaar. In der wider ihn eingeleiteten sehr umfangreichen Untersuchung wurde die Thatsache des Zopfes festgestellt, im Uebrigen aber kein Verbrechen anträflich befunden. Das Kammergericht sprach ihn frei. Aber der berüchtigte Minister Wöllner, der ja bekanntlich auch den großen Philosophen Kant mit „unangenehmen Verfügungen“ bedrückt hat, veranlaßte König Friedrich Wilhelm II., das Urtheil zu kassiren, die gewissenhaften Richter mit der „allerhöchsten Unannehmlichkeit“ beimzufinden und den guten „Zopf-Schulz“ abzuweisen und in die Untersuchungskosten zu verurtheilen.

Nach 1742 wurde in Halle an der Saale der Doktor Franke, der Sohn des hochverdienten und frommen Pastors August Hermann Franke und Nachfolger seines Vaters in der Leitung der berühmten Stiftungen des Waisenhanfes zc., mißliebiger, weil er statt der Perücke einen Zopf trug, und nur sein hinreichend bekannter gottesfürchtiger Charakter und seine Stellung vermochten ihn vor der Anklage der „Freigeisterei“ zu schützen.

Und dieser Zopf, der 1741 für das Sinnbild der „Freigeisterei“ galt, galt 1841 ebenso unzweifelhaft für das Sinnbild der altfränkischen Abgesammltheit und des bornierten Rückschritts — das, für das Symbol der „Verzopftheit“. Er war derselbe geworden, aber die Ansichten der Menschen hatten gewechselt.

Betrachten wir nun noch kurz, wie der Zopf nach und nach geendet ist und wie er endlich gefallen.

Dem ersten Todesstoß erhielt er durch die französische Revolution und dann den zweiten durch Napoleon I. Als der Letztere 1806 in dem Innern Deutschlands erschien, kam er, im Gegentheil zu der bisherigen noch vielfach herrschenden Mode, nicht in kurzen Hosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, sondern in langen Beinkleidern (Pantalon) und Stiefeln. Er ging ohne Zopf, ohne Haarbeutel und ohne Puder — einfach im rund und kurz geschorenen eigenen Haare, was man damals „Titus-Kopf“ nannte. Viele Deutsche folgten seinem Beispiele. Aber erst im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ist in Deutschland der Zopf gänzlich verschwunden. Die großen Perücken sieht man auf dem Continente schon lange nicht mehr. Man findet sie nur noch jenseit des Kanals bei den englischen Richtern und dem Zwecker des Unterhauses.

Einer der letzten Zopftträger in Deutschland war Friedrich Nicolai, der als unermüdlicher Vorkämpfer der Aufklärung bekannte Schriftsteller und Buchhändler in Berlin (er hat auch eine ganz hübsche „Geschichte der falschen Haare und Perücken“ geschrieben, 1800), und dessen Schwiegersohn Hofrath Parthey. Der Sohn des Letzteren und Enkel des Ersteren, Gustav Parthey, hat in seinen „Jugend-Erinnerungen“, die leider nicht in den Buchhandel gekommen, uns die „Geschichte des letzten Zopfes“ sehr anschaulich und amnuthig beschrieben.

„Das gepuderte Haar“, so erzählt Gustav Parthey von seinem Vater, dem Hofrath Parthey, „trug er aus der Stirn zurückgelammt und hinten in einen Zopf zusammengebunden. Er erzählte uns manchmal, daß am Ende des 18. Jahrhunderts die eleganten Herren mit ihren Zöpfen einen förmlichen Luxus getrieben. Besondere Gestalten von Zöpfen kamen in die Mode und wurden wieder verlassen. Es gab vornehme und gemeine, falsche und halbgelutete Zöpfe zc. Lichtenberg in Göttingen verspottete Lavater's Physiognomik in einem witzigen Aufsatz: „Fragment von Zöpfen“, das mit vielem Beifalle aufgenommen wurde.“

Ein recht starker Zopf galt, wie jetzt ein starker Bart, für ein Zeichen der Männlichkeit. Der Zopf meines Vaters war so stark, daß er meist für falsch gehalten ward. In Kurland begegnete es ihm mehr als einmal, daß man seiner Versicherung über die

Echtheit nicht eher Glauben schenkte, als bis er das Zopfband löste und eine gewaltige Fülle blonden Haares herabwallen ließ.

Die französische Revolution hatte die Zöpfe abgeschafft, vorzüglich deshalb, weil sie beim Guillotiniren hinderlich waren. Da nun in jener Zeit fast jeder Franzose in dieser Gefahr schwebte, so schnitt man die Zöpfe lieber vorher ab.

In Deutschland hielten sich die Zöpfe länger. Daß noch im Jahre 1800 Jean Paul den Helden seines „Titan“ mit einem falschen Zopfe ansstattete, kommt uns jetzt komisch vor, war es aber damals nicht. Während des französischen Krieges (1806—1807) wurden die meisten Civil-Zöpfe in Berlin abgehauen, vielleicht mit aus ökonomischen Gründen, um eine Ersparniß an Puder, Pomade, Zopfband, Haarbeutel und Zeit eintreten zu lassen.

Dem Frisirtwerden meines Vaters habe ich oft, auf dem Fußbänkechen am Fenster sitzend, mit Aufmerksamkeit zugehört; es dauerte sehr lange. Zuerst trat der Bediente Wilhelm, das Frisirtzeug unter dem Arme, ins Zimmer, breitete eine weiße, leinene Decke von wenigstens sechs Fuß im Quadrat auf dem Teppich aus, setzte einen Stuhl darauf und sagte: „Herr Hofrath, wenn's gefällig wäre“. Mein Vater stand vom Schreibtisch auf, fuhr in den aufgehaktenen Puderbeutel, nahm die Zeitung zur Hand und setzte sich. Der Zopf des vorigen Tages wurde gelöst und das volle Haar vielfach durchgekämmt. Dann nahm Wilhelm aus einer weißen Porzellanbüchse eine ansehnliche Menge wohlriechender Pomade und salbte den ganzen Kopf. Bei dieser Operation erregten seine fettglänzenden schmalzenden Hände mir immer einen innerlichen Abscheu. Hierauf drehte er mittelst eines hölzernen Cylinders, dessen technischer Name mir entfallen, über jedem Ohr eine lange horizontale Lode, Taubenflügel oder „Aile de Pigeon“ genannt, deren Hältniß durch besonders hinzugefügte Pomade gefestigt ward.

Nun folgte das Pudern. Wilhelm öffnete eine große blecherne Büchse voll des feinsten Weizenmehles, tauchte den aus den zartesten Federn bestehenden Puderquast hinein und verbreitete durch Aufstupfen um den ganzen Kopf eine dicke weiße Staubwolke, die nicht nur an dem gefetteten Haare hängen blieb, sondern auch in weitem Kreise sich niederseufte und von dem Zeitungsblatte durch wiederholtes Abklopfen entfernt werden mußte. Dieser trockne Qualm war mir nicht weniger zuwider als die vorher angewendete Schmiere, und ich suchte den Athem so lange anzuhalten, bis der ärgste Dunst sich verzogen.

Darauf wurde der Zopf dicht am Nacken mit einem weißen Bande, dessen eines Ende Wilhelm zwischen den Zähnen hielt, zusammengebunden, dann mit einem feinen schwarzseidenen Bande sorgfältig umwickelt.

Ein elegantes Zopfband gehörte zu den kleinen Luxusgegenständen; es war für junge Männer, wenn es als Geschenk von lieber Hand kam, ein süßes Andenken. In Blumauer's travestirter Aeneide erkennt sich Dido an dem Zopfbande des geliebten Aeneas. Zu Guterletzte reichte Wilhelm meinem Vater das Pudermesser; er trat vor den Spiegel und entfernte vorsichtig mit der stumpfen Klinge den Puder von der Stirn bis an die Haarwurzeln hinauf.

Das so vollendete künstliche Gebäude war eigentlich nur auf einen Chapeaubas berechnet, den man gar nicht aufsetzte, sondern unter dem linken Arme trug. Damals wurden aber allgemein dreieckige und runde Hüte getragen, die bei jedem Aufsetzen und Abnehmen den Bau zerstörten und sehr bald von Fett starren. Ging daher mein Vater in eine Abendgesellschaft, so wurde entweder der Puder erneuert, oder das ganze langweilige Geschäft des Frisirens bei Lichte wiederholt.

Vor dem Schlafengehn verwahrte Wilhelm die Seitenlöden in Papillotten, vertauschte das feine Zopfband mit einem weniger guten und schob den Zopf mit geschickter Wendung unter die bereitgehaltene weiße baumwollene Zispelmütze.

Als nun während des Krieges von 1806 die Zöpfe in Berlin immer mehr in Abnahme kamen, da sprach mein Vater auch davon, den seinigen abzuschneiden. Wir waren anfangs alle dagegen: denn des Vaters Zopf gehörte mit zu seiner Person, und wer möchte an einem geliebten Wesen irgend etwas entbehren? Doch bald änderte sich die Stimmung, denn in der Schule, wo bereits die unbesopften Lehrer in der Mehrzahl waren, wurden die wenigen besopften mit allerlei Etelnamen belegt; da figurirte der Schreibelehrer als Seltenerwurzel, der Singlehrer als Regenwurm zc.

\* Dies ist ein Irrthum. Allerdings hat der witzige Göttinger Lichtenberg die Physiognomik Lavater's verspottet, aber nicht mit „Zöpfen“, sondern mit „Schwänzen“, namentlich von Schweinen, aus welchen er scherzte, wie die Weiwurst wird, die man aus dem Fleisch jedes dieser Thiere bereitet. Siehe Lichtenberg's „Vermischte Schriften“ (Göttingen 1784), Band III, S. 79; Band IV, S. 111 u. ff.



Eines Sonntagmorgens wurden wir halb traurig, halb freudig überrascht, als der Vater uns seinen abgeschneittenen Zopf, der auf einem Bogen Papier kaum Platz hatte, vorlegte. Er trug nun sein volles, silberweißes, seidenweiches Haar, das ihm bis zum 77. Jahre geblieben ist, und gefiel uns nur um so besser.“

So endete der letzte Zopf!

Doch nein! Es war nicht der letzte. Als 1814 der alte Kurfürst von Hessen in Cassel wieder eingesetzt ward, da stellte er bei seinen Soldaten den Zopf wieder her. Er wußte nicht,

daß der Zopf so lange als Symbol der Aufklärung, der Fortgeister und des Fortschritts gegolten. Er hielt ihn für das Symbol der Legitimität und der guten alten „kurhänfischen“ Zeiten.

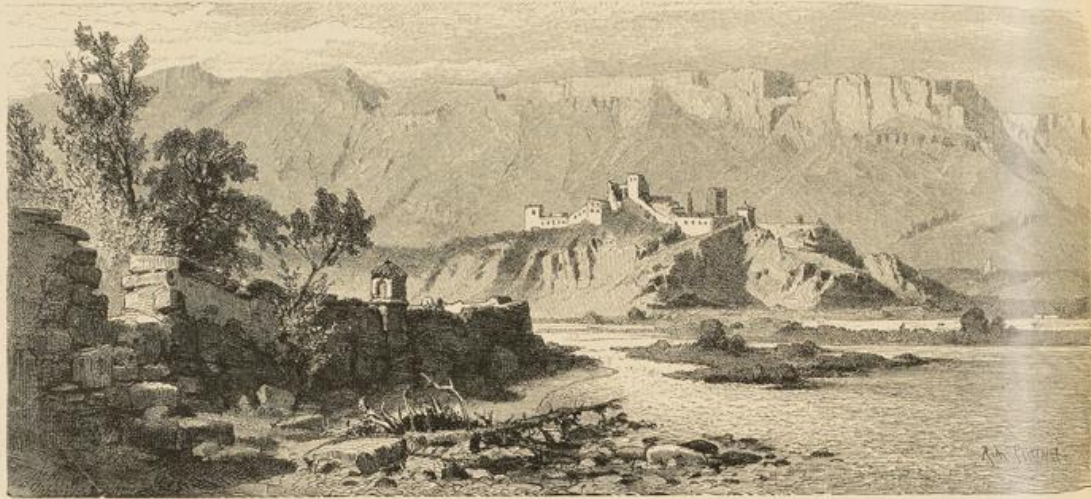
Allein das Vergnügen dauerte nicht lange. Als sein Sohn ans Regiment kam, befahl er sofort, alle Zöpfe abzuschneiden und in die Fulda zu werfen. Und so sind sie aus der Fulda in die Weser geschwommen und aus der Weser in die Nordsee. Und wiederkommen werden sie schwerlich.

Das war das traurige Ende des vormals so lustigen Zopfes.

## Burgen in Bozens Umgebung.

Von Ignaz Zingerle. Mit Illustrationen von Richard Püttner.

(Schluß.)



Schloß Sigmundskron, von der Etsch aus gesehen.

Von der Talsperre, die wir auf der Wanderung nach Gries schon einmal überschritten haben, führt die Straße durch Felder und Wiesen in einer Stunde an die breitstreichende, langsam fließende Etsch. An ihrem rechten auf mächtigem Porphyrfels, von Eichen und Buschwerk belebt, das gewaltige Sigmundskron mit seinen massiven Mauern und runden Ecktürmen, als Ruine noch ein imposanter Bau, eine Hofburg ersten Ranges. Und welchen Alters mögen die ältesten dieser Mauern sich rühmen! Schon im 9. Jahrhundert stand hier das Kastell Formigarium, ein Bollwerk der Bischöfe von Trient. Ja, manche Forscher wollen hier das römische Pons Drusi gefunden haben. Den jetzigen Namen führt es vom Herzog Sigismund dem Münzreichen, der die hochwichtige Burg erwarb und in den sechziger Jahren des 15. Jahrhunderts erweitern und mit den mächtigen Mauern und Thürmen befestigen ließ, — angeblich als Schutzwerk gegen die Venetianer. Großer Vorrath an Waffen aller Art fehlte nicht. Aber der zweite Gründer und Namensvater von Sigmundskron mußte auch von dieser Schöpfung und seinen anderen nach ihm benannten Burgen und Jagdschlössern Abschied nehmen und in den erlauchten Kreis seiner Vorfahren hinüber schlummern. Da sank mehr und mehr sein größtes Werk, und es bietet nur noch den Anblick einer großartigen Ruine. Wer aber an einem Sommer- oder Herbstabend

droben steht und aus der verrotteten Herrlichkeit hinausblüht auf die fruchtbaren, gelegneten Gründe, auf die malerischen, an Formen so wechselnden Berge und auf den im Abendsonnenscheine hellglühenden „Rosengarten“ (vgl. „Gartenlaube“ Jahrg. 1881, S. 560)



Auf dem Wege nach Hoheppan.

derjenige wird nie und nimmer Sigmundskron vergessen, denn die Erinnerung an dasselbe wird in ihm fortblühen, wie der magische Rosenchein der Radeln und Tünnen des feurig strahlenden Dolomitzgebirges im sinkender Sonne. — Wer Hoheppan besuchen will, der steigt durch die düstere Pauls-Höhle empor und erblickt an dem Ende derselben den ephemerüberankten Thurm der kleinen Burg Wart, und entfernter die bedeutende Ruine der Altenburg. Erstlich dem Namen nach ein Vorwerk, ein Spaltthurm, gehörte den reichen Weinaggen und kam nach deren Absterben 1563 in den Besitz der Herren von Künigl. Von der Altenburg berichtet Franz Ad. Graf von Brandis: „Erstlich dem Geschlecht dieses Namens gehörig, ist ein gar altes Gebäu, castrum vetus genannt, jetzt (1678) fast zerfallen, denen es anno 1276 die Grafen von Tiro zu Lehen verließen.“

Es ward um das Jahr 1194 erbaut. Im Jahre 1469 waren die Herren von Fuchs dort als Pfandinhaber, später erworben es die damaligen Freiherren von Thurn. Altenburg war der Sitz eines Gerichtes, und noch besitzen wir eine Ordnung desselben vom Jahre 1570. Beide Burgen sind



Waldungsobjekte der Landschaft, wie überhaupt das reizende Mittelgebirge „Ueberetsch“ eine Fülle von Studien den Malern darbietet, die besonders im Herbst hier gerne verweilen.

Bald erreicht der Wanderer das wegen seiner gothischen Kirche weitbekannte Dorf St. Pauls, welches ein beliebter Herbstaufenthalt fremder Gäste, besonders ein Ziel der Künstler ist. Von hier steigt man in dreiviertel Stunden nach dem herrlich gelegenen Schlosse Hocheppan an. Die einst so mächtige Burg, die mit dem Falkenaugen nach Meran, Brixen und Salurn blickt, liegt nun in Trümmern. Nicht weniger als achtunddreißig Schloßer erblickt man von ihrer Stelle. Von dem Wartthurme, der von der Burg etwas entfernt aufragt, das Kreidestein, so sah man es auf dem Schlosse Tirol bei Meran, auf der Habersburg bei Salurn, auf dem Schlosse Pröfels im Eisackthale. Hocheppan war eines der herrlichsten Kastelle im Gebirge und galt im Mittelalter als unermessbar.

Ueber das Alter der Burg gehen die Ansichten aus einander. Manche möchten hier schon ein vorrömisches Bollwerk sehen, andere mit mehr Recht ein römisches, denn der Name Appianum ist römischen Schlags. Im Mittelalter begegnen wir der Form Eppan, neben der die romanische Benennung Piano sich zeigt. Im 11. Jahrhundert sahen hier schon die Grafen von Eppan, nächst den Grafen von Tirol die mächtigsten Herren im südlichen Tirol. Beide Geschlechter rangen in blutigen Kämpfen und Fehden, mit offener Gewalt und Hinterlist um das Uebergewicht — bis endlich die Eppaner unterlagen. Einer der bekanntesten Männer dieses Geschlechtes war Egno, Bischof von Trient und Brixen, der zu Padua als Flüchtling 1237 starb. Wer sich über diesen merkwürdigen Fürsten und dessen Kämpfe genauer unterrichten will, dem empfehlen wir J. Durig's gediegene Schrift: „Beiträge zur Geschichte Tirols in der Zeit Egno's, Bischofs von Brixen und Trient.“ Gotschalck, der Letzte des berühmten Geschlechtes, endete sein Leben zu Trient 1300. B. Weber

nacht die treffliche Bemerkung: „Ein sonderbares Schicksal hatte über dem mächtigen Hause geherrscht. Ahnenkinder des Hochstiftes Trient, wurden hier zuerst Dienstmännern, dann eifrige Verfechter desselben, endlich in ihrem letzten großen Stößen (Egno) mit der früher verfolgten Kirche identisch. Ihr Haß gegen Tirol erlosch nur in ihrem Grabe. Ihre reichhaltige Geschichte böte dem Dichter mehr als ein Feld, den Namen des Heldengeschlechtes im Viede zu bereuigen.“ — Nach meiner Ansicht gäbe der Unterzug der Eppaner

geeigneten Stoff zu einer Tragödie, und wie Major Freiherr von Teimer, „der Sieger von Wiltten“, zum Besitze der alten Welfenburg in diesem Jahrhundert kam, die Fabel zu einem heitern Schauspiel. Wen das günstige Geschick nach dem gärtenreichen Bozen führt, der unterlasse ja nicht, das fernschauende Hocheppan zu besuchen. Es bietet eine der mannigfaltigsten und reichsten Aussichten in Tirol.

Eine Stunde südlich von Bozen liegt auf steilabfallendem Felsen die Halbrüne Haselburg oder Kiepac. Der Weg dahin führt theilweise durch einen Mischwald von Kastanienbäumen und Föhren. Kein zweiter Pfad in der Nähe unserer Handelsstadt kann sich kühleren Baumchattens rühmen, wie dieser, und deshalb ist er ein Lieblingsgang aller, die sich vom Staube anderer Steige fort nach Kühle und Schatten und dem Säuseln der Bäume sehnen. Am anmuthigsten ist er aber, wenn die Grila blüht und aus dem Buschwerke die blassen und rothen Anemonen den Waldgänger begrüßen. Auf dem Burgstalle überrascht aber weitreichende Sicht. Der Blick beherrscht das gesegnete Etschthal von Meran bis Salurn mit seinen zahlreichen Dörfern, Burgen und Kirchen. Gefeierte Berge, wie Monte Baldo, Monte Rben, die Mendel, die Langenispitzen und andere bewunderte Größen bilden die Mauern des süditalienischen Edens, das man hier erblickt. Und wie heimlich und lausig ist es im stillen, freundlichen Burggärtchen!

Einst sahen hier die Ritter von Halbach, die schon frühe aus der Geschichte verschwanden. Ende des 13. Jahrhunderts waren die Greifensteiner und gegen 1500 die Herren von Kiepac im Besitze der Burg, die vom Volke nun gewöhnlich Kiepac genannt wird. Hugo von Kiepac soll, ehe er nach Palästina fuhr, seine

Schätze an Gold und Silber in eiserne Kugeln gegossen und diese in den Schloßgraben geworfen haben, damit sie unbeachtet und sicher wären. In seiner Abwesenheit kamen aber geistliche Herren aus Bozen zu seiner Gattin und baten um einen Beitrag zu den neuen Gloden für die Pfarrkirche der Stadt. Die milde

Frau gestand jedoch verächtlich, daß sie wenig Geld besitze und Nichts spenden könne, als die eiserne Kugeln im Schloßgraben. So kamen die Schätze in fromme Hände, wie es hier zu Lande sehr oft geschieht, wurden in die Gloden speise eingegossen und deshalb klingt die große Glocke im schönen Pfarrthurne „so voll, so hell, so rein“. Gold und Silber sind längst von Kiepac verschwunden, aber tief im Thurne blinkt manchmal ein farfunkelrother Ort, den Sonntagskinder und bevorzugte Geister zu heiligen Zeiten zu sehen



Burg Karnelb, von dem Eggenthal aus gesehen.



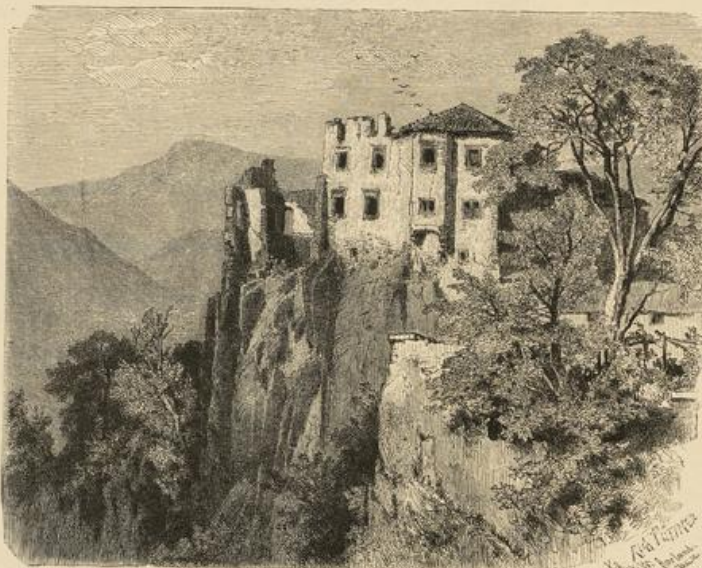
Blick von den Trümmern der Altenburg auf das Schloßchen Wart.



bekommen. Kein Wunder, daß besonders Künstler gern den schattigen Waldweg nach Klüppach wandeln, die Aussicht bewundern, nach dem Karfunkel im Verleise forschen oder im Hofe schallende Toste und Buhurte vor minniglichen Frauen aufführen. („Tost“ bedeutete im Mittelalter ritterliches Kampfspiel, in dem Mann gegen Mann stand, „Buhurte“ dagegen ein solches, wo Haufe gegen Haufe losrannte. Gewöhnlich war Buhurte blos Spiel und Kurzweil, das man bei höchgezeiten fürstlichen Personen zu Ehren gab. Statt der Schwerter wurden dabei Stäbe gebraucht. Anm. d. Red.)

Schönes romantisches Leben auf dieser romantischen Stätte! Doch auf dem Heimwege soll manch verkappter Ritter, wenn die Geisterstunde nahe, auf eine Ferkwuzel getreten oder von neckischen Kobolden zu Falle gebracht worden sein. — Ein guter Freund weiß davon eine ganz absonderliche Geschichte zu erzählen, die aber schon in das Fach der Spiritisten gehört.

Westlich von Bozen am Eingange des an dichten Waldungen reichen, wegen seiner alten romanischen, mit sehr werthvollen Fresken geschmückten Helena-



Die Castelburg.

kirche berühmten Eggenthales thront das stattliche Schloß Karned, auf senkrechter Felsenwand. Einst den Herren von Greifenstein gehörig, kam es im 14. Jahrhundert an die Lichtensteiner, nach von Friedrich mit der leeren Tasche erfürmt, blieb aber im Besitze der gedemüthigten Lichtensteiner bis 1760. Seitdem kam die schöngelegene Burg in die Hände verschiedener Herren. Nachher jüngst der Herr von Mayer in München mit den Präbitalen von 25 Burgen selig im Herrn entschlafen ist, erwarb das wohlberüh-

tene Schloß Herr Georg Gieherer, Director der Müller in München, um hier Sommeraufenthalt zu nehmen. Auch dieses Schloß gewährt herrliche Rundschau, auf Bozen und dessen Gefilde, auf das weitgedehnte Eppan mit seinen Burgen und das grüne Gebirge des Rittener Berges. Die gemächere Burg erweist sich selbst im Hochsommer angenehmer Kühle wegen der Luftströmung aus der Waldschlucht des Eggenthales und demwideren Etschthales, so daß sie so trübig nicht derseht. Karned gehört schon in das engere Bereich der vielen Befestigungen, deren Bekanntwerden wir bestens wünschen.

## Unruhige Gäste.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

9.

Nach kaum einer halben Stunde war der Doktor zurück, und zwar in einer eckelichen Aufregung trotz aller langjährigen Praxis und Lebenserfahrung, trotz allem angeborenen und erworbenen Phlegma.

„So etwas ist mir doch in meinem ganzen Leben noch nicht passiert!“ rief er schon von Weitem. „Auf nichts soll man sich verschwören. Der reine, pure Satan! Und da rühmt man sich, während eines zwanzigjährigen Landphysikats einen Einblick in ihre Seelen hier gewonnen zu haben, und muß sich durch solch einen Kerl, solch einen Tollhauskandidaten angrinsen und die Haut unter die Nase halten lassen!“

Nun saß er wieder mit am Tische, schnaubend, schweigend, ergrimmt und doch zugleich zusammengedrückt, sozusagen klein gemacht und mit bedeutend gedämpfter und klagernder gewordenen Rede-Organen.

„Ja, wenn man noch behaupten könnte, daß Einem das Thier in seiner Unvernunft oder dem, was es seine Berechtigung nennt, nicht imponire!“ seufzte er. „Da rede man Sanitäts-polizei, wissenschaftliche Erfahrung und wohlthätige staatliche Absichten zu solch einem Wilden im Walde. Er weiß auch mir gegenüber nichts Anderes, als was er wahrscheinlicher Weise auch den Herrschaften hier und dem Vorsteher — jedem nach dem Maße seiner Zuneigung zu ihm, vorgetragen haben wird: wir haben die Familie Fuchs im Leben nicht unter uns haben wollen, sie will jetzt im Tode nichts mit uns zu schaffen haben. Lieber auf dem Mist als auf dem Kirchhofe bei den Anderen! Jeder für sich, und der böse Feind — mit Ihrer Erlaubniß, Pastore — für uns Alle! Und Tinte und Feder? Es ist lächerlich, um Feder und Tinte sollte ich da nun den Kästel in seinem Baue

auf der Vierlingswiese von Rechtswegen erlöchen, um ihm den Todenschein seines Weibes an Ort und Stelle für das Civilstandsregister anzustellen! Papier? Es ist mir selten so demüthig gemacht worden, Herr Professor, wie wenig man dann und wann damit leistet, daß man die Papiere in Ordnung hält. Ja freilich, für mich in meiner Amtsverantwortlichkeit könnte die Sache eigentlich natürlich erledigt sein, wenn ich jetzt den Herrn Pastor um das nöthige Material anginge, ihm und dem Vorsteher bezugte — schriftlich — daß die Fee manetodt sei und es ihnen überließ, sich auf diesen ihren Schein zu stellen. Es ist und bleibt eine heillose Historie nach allen Richtungen, und übrig bleiben wird nach meiner nunmehrigen Okularinspektion der Sachlage wahrscheinlich wirklich nichts weiter, als daß man ein Kommando Landjäger so rasch als möglich heraufcivilt aus dem Thale auf die Vierlingswiese, wenn dieser Wahnsinnige nicht binnen der nächsten drei Stunden noch gütlich herumgekrigt ist. Sie erlauben wohl, Pastor, daß ich den vorhin erwähnten Schein an Ihrem Schreib-tische ausfertige; nachher bitte ich Sie, ihn dem Vorsteher zuzustellen. Was ich sonst hinzu thun könnte, weiß ich wahrhaftig nicht.“

Der Pfarrer nickte zustimmend, was seinen Schreibtisch und sein Tintenfaß anbetraf; dann rief er unmutigst in seiner eigenen Rathlosigkeit:

„Dieses ist freilich schlimmer als sonst etwas, das ich bisher sah, hörte und mit zu tragen hatte! Gott habe Geduld mit uns Allen und mit diesem Wüthenden, und gehe mit ihm nicht ins Gericht um seiner Lästerungen willen. Es ist mir entsetzlich; aber es wird uns nichts übrig bleiben, als das Schwert gegen ihn anzurufen. Er hielt mir seine Flasche im Hohn hin gestern Nacht, und ich habe daraus getrunken, um mich gegen ihn zu



zu kalten und Brüderlichkeit mit ihm in seinem Elend zu machen. Es hat mir nichts geholfen. Er fühlt sich jetzt zu wohl und sicher in seiner Ausgestoßenheit und triumphirt aus ihr und der Beweihrung aus an wie aus der festesten Burg dieser Welt."

"Um zehn Uhr fällt meine Sprechstunde drunten am Brunnen," rief Doktor Hanff nach der Uhr sehend. "Sapperment, schon Viertel auf Neun! da muß ich reiten, so gern ich hier noch immer mit Rath und That zur Hand sein würde. Wirklich helfen zur Lösung könnte ich freilich meiner jetzigen Ansicht nach nur, wenn man mich sofort die nöthige Meldung an die nächstschreibende vollständige weltliche Gewalt ausrichten ließe. Nun, jedenfalls nehme ich für meine lebenswürdigen, aber leider nicht selten mit der Länge des Tages sich mühsenden Promenade-Patienten ein recht interessantes Unterhaltungsthema mit hinunter. Werde unabhängig die mannigfaltigen politischen, socialen, religiösen und ethischen Belehrungen aus den Betrachtungen der verehrten Damen und Herren schöpfen. Eine fatale Geschichte! wahrhaftig, eine nette Dorfjähle! Nun, ich empfehle mich wenigstens dem Frieden dieses Hauses und werde unbedingt morgen früh wieder vorprechen. Ich esse die Hand, Fräulein Phöbe. Sonst ist meine Ansicht, osterum censeo, wie der alte Meidinger, ne, der alte Cato sprach, — wiederhole Ihnen, Pastore, dringend meine Mahnung, frühzeitig genug auch ein wenig sich Ihrer selber zu erinnern und mir vorzüglich auf Ihre Leber zu achten. Herr Professor, es ist mir ein Vergnügen gewesen; — Sie wollen uns einige Zeit dort unten im Bad die Ehre schenken; nun, dann treffen wir ja jedenfalls noch öfter mit einander zusammen — sehr angenehm kann, mit Ihnen inmitten unserer Civilisation und auf der Höhe der Saison diesen mißlichen Kasus zu bereden. Vor allen Dingen und unter allen Umständen möglichste persönliche Behutsamkeit im Verkehr mit der Vierlingswiese, meine lieben Herrschaften."

Er war fort. Wie es schien, hatte er in der That Eile, den anregenden Unterhaltungsstoff seinen erotischen Bekanntschaften der besten und besten Stände drunten im Bad so frisch als möglich zu überliefern. Das Pfarrhaus mit seinem Gaste war wieder allein, der grimmen Thatsache gegenüber, daß der Käfel an der Spitze der Fée mit der Holzgast und dem Revolver Waage hatte. "Nun möchte ich gehen, Prudens," sagte Phöbe leise.

Der Farmer hatte in das Gebüsch der Laube ihm zur Seite gegriffen und zerbroch einen kräftigen Stammast. Er hatte die Fäule auf die Unterlippe gesetzt, es suchte ihm durch die Schultern, und nun sagte er rauh und kurz:

"Versuche Dein Heil!"

Er erhob sich schwanzend und wie zerbrochen im grimmen körperlichen Kampf mit dem Unmuth, dem Zorn in seiner eifernden, erfolglosbedürftigen Seele.

Der Herr hat mein Wort und meinen Willen nicht gewollt. Ich will versuchen, ihn zu bitten, daß er Dir gnädiger sei, Schwester. Gehe, Kind!"

Er ging nicht wie ein Sehender; wie ein Blindler tastete er sich durch frohliche Licht- und Schattenspiele des Sommermorgens auf dem Gartenpfade zum Hause zurück und verriegelte sich in seiner Stube. Wie weit und glänzend die Welt vor den Fenstern derselben ausgebreitet liegen mochte, sie hatte nur Angst und Bitterkeit für ihn; und was das Schlimmste war, er wendete ihr den Rücken im gekränkten Selbstgefühl, im gedemüthigten Stolz. Er haßte in diesem Augenblick den Käfel, über den der Vorsteher und das Dorf sich nur ärgerten, und zwar in respektvoller Scheu, nachdem sie vorher ihren Spott an ihm gehabt hatten.

Der Gastfreund hatte dem Jugendfreund mit aufrichtigem Mitleid nachgeblickt, nun sah er wieder der Schwester desselben zu. Sie hatte den Bruder mit den Augen auch bis zu der Hauspforte begleitet, aber ohne Erregung und Bangen, und jetzt setzte sie mit ruhiger Hand die Tassen, Kannen und Teller des frühstückstündigen zusammen und faltete zierlich das grobe Taseltuch. Systematisch-nonnenhaft und doch mit aller bedachtamen Hausfrauenenergie und Geschicklichkeit ordnete sie Alles in einem Handtuche, trug denselben ins Haus und kam mit gleichruhigem Schritt im leichten Strohhut zurück und zeigte erst dann einige Betroffenheit, als sie den Gast mit seinem Hute in der Hand an der Gartenpforte zu ihrer Begleitung wartend fand.

"D nein! . . . ich bitte; doch lieber nicht!" sagte sie. "Der Herr Doktor hat uns eben ja noch einmal anempfohlen, ja recht vorsichtig zu sein."

"Und deshalb wollen Sie die Ehre dieser Gefahr allein für sich behalten, oder sie nur mit Prudens theilen, Phöbe?"

"D nein. Und da ist auch keine Ehre. Es ist nur unrecht, daß sich Einer unnöthiger Weise in Gefahr begiebt, der vielleicht seine Verpflichtungen gegen so viele liebe Verwandte und Freunde in seinem Leben hat und morgen weit weg ist von dem armen Fuchs und seinen Kindern, während mein Bruder, und der Herr Doktor, und der Vorsteher, und das Dorf und ich bei ihnen bleiben und mit ihnen weiter leben und, wenn es Gottes Wille ist, um sie her krank werden."

Zeit von Bielow schüttelte melancholisch lächelnd den Kopf. "Meine Familienverbindungen sind mir kein Hinderniß, Fräulein Phöbe. Ich trage zwar einen vielverbreiteten Namen, und Manche nennen mich Kousin oder Herr Vetter, aber ob sie eigentlich ein Recht dazu haben, hat kein Stammverwandtschafts-historiograph ganz unzweifelhaft ins Klare gebracht. Jedenfalls habe ich nicht Eltern noch Geschwister und darf mich also als meiner Familie Letzten rechnen. Und meine guten Freunde draußen in der Zeitlichkeit hindern mich auch nicht, Ihnen den Volkmar Fuchs durch meine Ueberredungsgabe auf bessere Wege bringen zu helfen. Was das Uebrige anbetrifft, so habe ich aus touristischer Wißbegierde oder, wenn Sie lieber wollen, aus Keugier die Pestspitaler zu Damaskus und die Moschee der Ausfähigen in Kairo besucht; und — glauben Sie mir, liebes Fräulein, der Vorsteher verläßt sich sehr darauf, daß ich sein Dorfgespenst auf der Vierlingswiese mit beschwöre und mit versuche, dem Fuchs den Sarg für seine arme Fée annehmbar zu machen."

"Ich weiß nicht, was ich Ihnen noch sagen könnte," sprach Phöbe leise. "Ich wußte gestern noch nichts von Ihnen, und nun sind Sie mir wie ein alter Bekannter; und ich weiß auch nicht, ob Gott Sie nicht deshalb gerade jetzt zu uns gesendet hat, um uns in unserer Schwäche zu helfen, und ob es keine Vermeessenheit von mir wäre, gegen seine Güte und Weisheit mich zu wehren."

Sie schritten schon Seite an Seite aus dem Schatten, den die Kirche auf sie und den verunkelten Dorfgottesacker warf, in die Sonne des Sommertages. Der aber, welcher in diesem Augenblick noch Sinn und Gefühl für die Außersichheit der Welt haben konnte und hatte, würde es für eine Heiligthums-entweihung gehalten haben, das stille sichere Herz, das auf diesem Wege neben ihm pochte, auch auf die große, schöne Gleichgültigkeit der Natur aufmerksam zu machen.

Durch den letzten Thau des Morgens gehend dachte er nur bei sich selber:

"Und demnächst werden sie nun drunten vor dem Kirchhause und an dem Brunnen den Landphysikus Doktor Hanff von dieser Geschichte erzählen hören, und dieselbe wird ihnen unzweifelhaft sehr interessant sein und vielleicht auch Valerie zum Hinhorchen, über ein Zeitungsblatt oder über die Unterhaltung im näheren Kreise der Bekanntschaft weg, veranlassen."

10.

Sie redeten nicht weiter miteinander, Zeit und Phöbe; weder zwischen den Gärten, noch unter der Schutzwand vereinzelter hoher Bergtannen, die, wie wir wissen, die Vierlingswiese von dem Dorfe trennte. Als wir diese Tannen gestern mit den Weiden durchschritten, leuchtete die Abendsonne um die braunen Stämme, und nun der helle klare Tag.

Mit der Wiese hatten sie des Käfels und der Fée letzte Haus-haltung am Rande des wirklichen Waldes gleich vor sich, wie wir ebenfalls schon wissen; und schön und duftend und glanzvoll war der Platz um diese Stunde, das mußte man ihm lassen.

Raum vernehmlich rieselte der kleine Bach zwischen seinen Kreisen und Bergstammnichten und durch das hohe Gras, und gurgelte nur hie und da leise verdrossen um einen Stein im moorigen Grunde. Im Grase hüpfte und zixpte es, und unzählbares Leben freute sich der Sonne und der heißen Luft. Die Schmetterlinge flatterten über den Blumen und tauchten ihre Saugrüssel in einen Honigkelch nach dem andern. Ob sie sich darum neideten und stritten wie Menschen, können wir nicht sagen; aber daß sie sich wie Menschen im zierlichen Liebespiel, aufsteigend zum Blau und niederfallend ins Grün, umtanzten in den heißen Lebenslüften, das war unzweifelhaft.

Und der dunkle, böse Fleck in all dem Licht und Leben?



„O wie entzückend!“ hätte bei der jegigen Morgenfrische und Beleuchtung Fräulein Lili mit noch mehr Berechtigung als gestern Abend ausrufen dürfen. Kein ander Bauwerk der Erde hätte so hübsch ‚zum Küssen‘ da in den letzten Nebelhauch aus dem Hochwalde und in das Sonnengeflimmer der Wiese hingepaßt, wie diese Kafen- und Schindelhütte mit dem dünnen blauen Rauchwölkchen über ihrer Spitze.

Von ihren Bewohnern war nur das kleine Mädchen zu sehen, als Beit und Phöbe die Vierlingswiese betraten. Es stand an die Thürstangen gelehnt, und als es die Kommenden erblickte, hielt es erst einen Augenblick die Hand über die Augen und wendete sich dann, um, wie es schien, in das Innere der Kötthe etwas hineinzusprechen. Dann wurde es wahrscheinlich von drinnen gerufen; — es verschwand rasch in dem düstern Raume, ehe man ihm zuwinken konnte; aber Niemand hinderte auch das junge Mädchen und ihren Begleiter, dieser seltsamen Verführung so nahe es ihnen beliebte zu gehen und nun ihrerseits den Kampf mit ihr aufzunehmen.

Noch einmal, zehn Schritte von der Fieberhütte, blieb Phöbe Hahnemeyer stehen und sah den Mann neben ihr ängstlich, fragend, bittend aber stumm an; als er jedoch nur freundlich, ruhig den Kopf schüttelte, sagte sie laut: „Im Namen Gottes!“

Auf ihrem feinen Gesichte regte sich nun nichts mehr. Sie zögerte keinen Moment auf der unheimlichen Schwelle, sie zog ihre Kleider nicht fester an sich, und der Gastfreund trat ihr nach, nun doch mit dem Herzen in der Kehlen, nicht aus Schen vor dem Schrecken dadrinne, nicht aus Besorgniß um das eigene Dasein, sondern in Ehrfurcht und aus Freude. Aus stolzer menschlicher Freude an dem selbstlosen, unbewußten Heldenmuth, der ihm hier den Weg zeigte. —

Wir waren mit Rudens Hahnemeyer gestern um Mitternacht im Innern der Hütte und haben schon erfahren, wie Licht und Luft von allen Seiten Zutritt hatten. War bei der Nacht die Luft in dem schlimmen Raume rein und frisch gewesen, so war sie jetzt völlig berauschend; und daran war die wunderliche Arbeit und Thätigkeit des Käfels und seiner Jungen seit Sonnenanfgang schuld.

Trotz aller Merkwürdigkeiten, die Herr Beit von Bielow auf seinen Reisen in fernen Ländern, unter fremden Völkern gesehen haben mochte, mußte ihm doch der erste Rundblick in diesem Zelt-raum inmitten der höchsten Civilisation der gegenwärtigen Menschewelt überraschend sein.

Noch lag die Leiche der Fee eingewickelt in das schlechte, übel zusammengenähte Leintuch ihres letzten Lagers; aber der Fuchs und seine Kinder waren auch noch bei der Arbeit an ihrem allerletzten Schmuß. Auf weitentlegenen barbarischen Inseln mochten wilde Indianer so die letzte Hülle für ihre Todten, aus tropischem Rohr und aus Palmblättern und dergleichen flechten! Der wilde Mann im Bann der Natur und Kultur Europas nahm, was ihm um sein indianerhaftes Dach und Gestänge wuchs, Tannenweige aus dem Forste, Birsen aus dem Sumpfe, Blätter und Blumen aus den Waldthälern und von der Vierlingswiese. Die Vierlingswiese hatten die Waisen der Fee um Sonnenanfgang schon halb kahl gerupft und blühende Haide und gelben Fingerhut in Strängen zu Leichenbinden für die todte Mutter gewunden. Und sie waren noch immer in dem überwältigenden Duft- und Farbenüberschwang am Geschäfte, und weder der Vater noch die Kinder wollten sich durch irgend Jemand in der Arbeit stören lassen. Es machte auch einen ganz eigenen Eindruck, daß Volkmar Fuchs, nur den fremden Herrn mißtrauisch von unten auf anschielend, ruhig, freundlich und gelassen von seinem Sitz am Herde der Besucherin zunickte und ohne eine Spur von Trotz und Widerspenstigkeit sagte:

„Sieh, sieh! Guten Morgen, Fräulein Phöbe!“

„Guten Morgen, lieber Freund,“ sagte Phöbe Hahnemeyer. „Sie müssen es aber mehr als den gewöhnlichen Gruß sein lassen, Volkmar, und Frieden mit uns machen. Sie haben mir eben keine guten Stunden zu so gutem Wunsche bereitet. Zu dem Vorsteher haben Sie gestern Abend böse Worte gesprochen, zu meinem Bruder in der Nacht noch viel bößere, und auch den Herrn Doktor Hauff, der doch ebenfalls immer Ihr Freund gewesen ist, haben Sie höhnisch angelassen, Herr Fuchs. O bitte, thun Sie nun so nicht zu mir!“

„Gewiß nicht, Fräulein; — habe ich denn das je gethan?“

„Nein. Und deshalb habe ich auch keine zu große Angst bei den Nachrichten der Männer gehabt, die Sie von dieser Erde weggeschickt haben. Die haben es nur nicht recht anzufangen gewußt, habe ich mir gedacht, und deshalb bin ich jetzt auch zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen zu sprechen.“

„Es wird aber auch Ihnen nichts helfen, Fräulein Phöbe, wenn es über das alte Thema ist. Und dann — dann weiß ich auch nicht, wer der Herr da bei Ihnen ist, und weshalb er die Ehre bei so gefährlichen Umständen schenkt, oder was er sonst beim Käfel zu suchen hat. Kommt er vielleicht schon vom Kante?“

Phöbe sah auf den Begleiter, wie um ihn zu bitten, sie zu erst reden zu lassen.

„Er hat, da er von Ihrem Schicksal und Verlust gehört hat, Mitleiden mit Ihnen wie so viele Andere. Auch er möchte gern Ihnen und uns zu Hilfe kommen. Er hat auf der Reise zufällig bei uns vorgeprochen und meinen Bruder als seinen Jugendfreund von der Universität her besucht und die Nacht bei uns zu gebracht. Da hat er Alles von Ihrem großen Unglück gehört, und gestern, als Anna gestorben ist und ich zu spät gekommen bin, hat er vor Ihrer Thür gesessen und ist mit mir noch heute gegangen und kennt Ihre ganze Geschichte. Und da der Vorsteher, wie Sie ja wissen, Volkmar, in allen Geschäften das Wort auf dem Armel hat, so weiß dieser Herr, der Herr Professor von Bielow, auch in unseren Geldsachen Bescheid und weiß, daß mein Bruder und ich wohl so arm sind wie Sie, Herr Fuchs. Und so hat er aus mildem Herzen seine Anshilfe uns und Ihnen angeboten. Und nun komme ich mit ihm und bitte, daß Sie ihn erlauben wollen, daß ich meine arme liebe Anna in den Sarg legen helfe, den er für sein Geld uns anschaffen möchte.“

Der Bewohner der Kötthe, ohne seine Arbeit an seiner europäischen Todtenmatte einzuhalten, betrachtete sich den Kopf von Neuem von oben bis unten und wieder von unten bis oben; dann murmelte er:

„Das ist auch nur ein Reisespaß! Als mich der Herr Graf meines schönen Vartes wegen aufs Probejahr mit in die Reiseden nahm, habe ich dergleichen wohl erfahren und auch selber ein paar Male dabei mithelfen müssen. Das ist mir nichts Neues, welche Späße sich die Herrschaften aus Langerweile zu machen belieben. Das hilft der Anna und mir und den Kindern gar nicht auf der Nergerniß! . . . Daß er, der Herr, sich auch vor der Anstreckung vom Fieber durch uns nicht fürchtet, das wäre schon etwas mehr; aber es ist doch auch nichts. So couragierte Herr giebt es viele in der Welt. Ist Einer und bedeutet Einer in der Welt was, so macht sich das, wie ich aus meinen Kriegsherrendienstjahren in Erfahrung habe, ganz von selber. Und — Fräulein, mein liebes Fräulein Phöbe, couragierte Frauen sind ihrer noch viel mehr. Wenn es hier und dies Mal auf die Kommode ankäme bei Tagen und Nächten, liebstes Fräulein, wen brauchte Sie da noch zur Hilfe, um den Volkmar Fuchs aus seinem Fein und Gift zu reißen? Schönen Dank, Herr; aber die Fee will ihren Sarg nicht geschenkt.“

Phöbe legte dem Mann, mit dem sich jetzt in seiner Geisteslosigkeit noch viel übler handeln ließ, als in seiner Wuth, die Hand auf die Schulter:

„Volkmar, Volkmar, wie unsere Todte, unsere Anna in ihren letzten schlimmen Träumen gesprochen haben mag, Sie sollen jetzt nicht so ihre armen kranken Worte festhalten und für ihren Willen eintreten. Der Herr, der allmächtige Gott, hat seinen Willen kundgethan; er hat die Gedrückte und Ungetriebene ihrer Ketten entledigt und ihrer Vangigkeit und ihren Schmerzen auf Erden Einhalt gethan: armer Mensch, wer giebt Ihnen das Recht, jetzt noch im Namen Ihrer Frau für diesen armen Staub zu sprechen?“

Der Käfel hatte sich unter der leichten Hand geduckt und den Kopf tiefer auf sein Geschäft gebeugt, nun stand er auf vom seinem Sitze und stand mächtig vor den Weiden.

„O Fräulein, ich sage mir das ja selber; aber es hilft mir nichts, selbst wenn Sie es mir sagen. Es ist ja nicht der Sarg und seine Kosten, es ist der Platz! Ich bin ein wider Mensch gewesen, aber kein Vieh; sie aber haben uns, den Käfel, die Fee und ihre Jungen lange vor dieser Krankheit zu dem Vieh gezählt, und dabei soll es nun verbleiben. Wenn es so ist, wird der Herrgott, bestes Fräulein Phöbe, die Anna Fuchs am jüngsten Gerichtstage auch im Walde finden; und ist's so nicht, so ist's ja auch recht; — mir vollständig! Und was den Herrn Professor für



i große Anst  
 i dieser Sunde  
 t anzufangen  
 jetzt auch zu  
  
 äulein Pöde,  
 Dann weiß ich  
 eßhalb er mit  
 was er sonst  
 vom Amte?  
 bitten, sie zu  
  
 ist gehört hat,  
 möchte gern  
 Meise zurück  
 einen Tagend  
 t bei uns zu  
 möglich geht,  
 pät gekommen  
 ir nach Hause  
 da der Bes  
 ften das Herz  
 Herr Professor  
 und weiß, daß  
 Herr Fuchs  
 us und Jhann  
 daß Sie ihm  
 in den Saag  
 öchte."  
 eit an seine  
 ich den Ort  
 m unten bis  
  
 er Herr Ger  
 n die Heiden  
 selber ein paar  
 Meues, welche  
 chen behoben  
 gar nicht aus  
 vor der Au  
 s wäre schon  
 ngierte Herrn  
 utel Einer in  
 einen Krieg  
 ber. Und —  
 Frauen sind  
 f die Komoge  
 ven brauchter  
 seinem Jahr  
 die See will  
  
 in seiner Ge  
 er Wuth, die  
  
 Anna in ihren  
 ie sollen jetzt  
 ihren Willen  
 einen Willen  
 ihrer Ketter  
 en auf Erden  
 s Recht, jetzt  
 zu sprechen?  
 geduckt und  
 d er auf vor  
  
 es hilft mir  
 cht der Saag  
 ilder Meuch  
 tadel, die der  
 Blich erzählt  
 t, wird der  
 am jüngsten  
 it, so ist's je  
 Professor für



Pferdetransport in Ungarn.  
 Nach dem Delgemälde von Heinrich Lang.



anbetrifft, so will ich dem noch einen besseren Spaß vorschlagen; nämlich er schenkt mir heute Abend so nach zehn Uhr nochmals die Ehre. Dies bleibt aber unter uns! — nicht wahr? Das Mädchen kann mit der Laterne mitgehen, der unvermutheten ehrenvollen Begleitung wegen. Der Junge und ich brauchen das Licht nicht. Aber der Junge ist erst sieben Jahre alt und wohl noch ein wenig schwächlich für das Geschäft. Will der Herr ihm und mir mit seiner Mutter in die Wildniß helfen und auch beim Graben helfen, so will ich seine Hilfe mit Dankbarkeit annehmen, da er aus der Fremde kommt und nichts mit der Schusterei rundum zu schaffen hat. Das ist das Beste, was ich der Polizei und dem Dorfe anbiete.“

„Ein vernünftiges Wort will ich statt dessen noch mit Ihnen zu reden versuchen, Herr Volkmar Fuchs,“ sagte Veit Bielow laut, während er im Stillen dachte: wie weit kämen wir hier mit der Bernunft? — „Mit dem Dorfe,“ fuhr er fort, „mit der Polizei, dem Vorsteher, dem Herrn Pastor, kurz was man so im Allgemeinen die ganze Menschheit nennt, wollen Sie nichts mehr zu thun haben. Sie glauben von alle Dem schlechter behandelt worden zu sein, als sich für Ihre Aufführung gebühre. Wie weit Sie zu diesem Glauben berechtigt sind, kann ich nicht wissen, da Sie eben selbst ganz richtig bemerken, daß ich mit der hiesigen Schusterei nichts zu schaffen habe. Ich nehme an, daß Sie vollkommen in Ihrem Rechte sind und daß es sehr unrecht von den Leuten war, einen Ortscherez aus Ihrem Namen zu machen und Sie als den Käfel im Dorfe und im — Walde herumlaufen zu lassen. Daß Sie übrigens nicht ohne Nutzen mit Ihrem Herrn Grafen Ihres schönen Bartes wegen draußen in der größeren Welt gewesen sind, Herr Fuchs, habe ich auch bereits bemerkt. Doch das ist einerlei; Sie stehen nun einmal auf dem Kriegsfuß mit Ihren Ortsgenossen, früheren besten Spielkameraden und guten Nachbarn, und Sie geben nicht nach. Sie wollen Ihr Weib im Tode nicht Hülfe an Hülfe, Kreuz zwischen Kreuzen in der Gemeinschaft Derer haben, die ihr vielleicht im Leben aus dem Fenster nachlachten, oder sie aus ihrer Thür stießen. Nun wohl-an, Volkmar Fuchs, für den Spaß auf der Wanderschaft über diese harte Erde habe ich nie viel Geld übrig gehabt, wohl aber dann und wann einiges für den Ernst, den bitteren — bittersten Ernst! Hat die Anna Fuchs in ihrer letzten Stunde gerufen, daß sie nicht zwischen ihren Feinden liegen möge, so wird sie nichts dagegen einzuwenden haben, allein gebettet zu werden mit einem freien Platz zur Rechten und zur Linken, wenn nicht für ihren Mann, den Käfel, und ihre Jungen, so für ihre Freunde — die Phöbe Hahnemeyer und den Veit von Bielow zum Beispiel! Haben Sie, Phöbe, etwas dagegen einzuwenden, daß wir Beide der Armen zu einer Schutzwehr dienen — nicht gegen ihre stillen

Nachbarn dort auf jenem ruhigen Gartenfeld, sondern gegen den bellenden Horn und verstockten, kindischen Groll dieses unzurechnungsfähigen Menschen?“

Das Wort klang hell, lebensfrisch — wie vollkommen überlegen der Stunde, dem Zustande, der Umgebung — durch den bösen Mann. „Ich weiß nicht, wo der Herr — der barmherzige Gott mich sterben lassen will!“ flüsterte Phöbe so jäh erschreckt — bleich die zitternden Hände vor sich erhebend.

„Ich weiß es ja auch nicht,“ sagte der Mann aus der Zeitlichkeit gleichfalls in leiserem, scheuerem Ton, „ich weiß nicht wo und wann; — nehmen Sie es auch bloß als ein Symbol, Phöbe, daß wir uns im Grunde unserer Seele zu ein und dem selben Sehnen nach ein und demselben Reiche der ungescherten Ruhe, des ewigen Friedens bekennen.“

„Ich möchte erst meinen Bruder fragen, ob dieses keine Sünde, keine schreckliche Verwegenheit von uns ist!“ rief Phöbe mit stöcker, bebender Stimme. „Das liegt wie ein schwarzer Schlüssel vor mir am Boden, und ich weiß nicht, ob das recht ist, daß wir uns so, vielleicht vor der Zeit, nach ihm bücken und ihn aus der Sonne und dem grünen Grafe aufheben!“

„Sie sind wieder in Galah — Schmerzhausen — unter den Adioten, liebe, gute, mitleidvolle Nachbarin im Tago, im Dasein im Leben! Ich aber möchte Ihnen diesmal zu Hilfe kommen, um den Unmündigen zu helfen auf dieser schmerzreichen Erde, auf der theilnahmslos in der Sommermorgensonne lachenden Bierlingswie. Wollen Sie meine Hand dazu annehmen, Phöbe Hahnemeyer?“

„Ja!“ sagte die Schulschwester aus Galah nach einem noch maligen kurzen Zögern vollkommen in ihrer gewohnten Ruhe und Sicherheit. Der Gastfreund streckte ihr die Hand zu, doch verzögerte. Das junge Mädchen legte die ihrige auf die verüllte Leiche der zur Seite; aber der Buchhändler, der Wilddieb, der Ausgeschaffene der Gemeinde, Volkmar Fuchs, hielt die seinige her und rief:

„Herr, das ist gewißlich kein Spaß mehr! Herr, wo haben Sie das gelernt, mit Unserem umzugehen? Sie sollen lang leben, Meinesgleichen zur Bestimmung zu bringen!... Schiden Sie den Sarg und die Träger — wenn Sie wollen, aus dem Dorfe! Und Sie, Fräulein Phöbe, grüßen Sie den Herrn Bruder, den Herrn Pastor und bestellen Sie ihm: Sie hätten den Wald überwunden, und er gäbe seine Fee her; und wenn vorige Nacht ein Wort zu viel gesprochen wäre, so sollte das zurückgenommen sein, Volkmar Fuchs hatte den Kopf auf den Knien zwischen seinen beiden Fäusten und habe lange zu fauen, bis er's wieder klein getriegt habe, welsch eine Zimmercreatur und armer Galant er sei gegen die wirklichen Herrschaften da draußen in der Welt!“

(Fortsetzung folgt.)

## Studien aus dem Leben.

Von Hermann Selberg.

### 1. Eine Gaderreise.

Summa — ab, — bleiben einundsiebzig Mark. Davon können wir keine Reise machen!“

„Könntest Du nicht Töpfer bitten, Dir einen Vorstoß zu geben?“

„Ach, wo denkst Du hin!“

Das sind die bekannnten Präliminarräse so vieler Sommerreisen, und sie enthalten, trotz ihrer Kürze, eine lange, ernste Geschichte.

Nach weiteren acht Tagen haben das lockende Beispiel Gleichgünstiger, die wirklichen oder eingebildeten Leiden der Reisesüchtigen, und nicht zum Mindesten die Modeseuche endlich doch bewirkt, daß der Mann mit der sorgenden Strenge zu einem anderen Facit seines Vermögensstandes gelangt. Und wenn's nicht gerade Herr Töpfer war, so wurde auf ein anderes Befehl geschlagen, das die Mittel zur Reise hergab.

Es war also beschlossene Sache: Herr Titel und Familie gingen an die Dittsee. In der ersten Woche des Juli sollte die Reise unternommen werden, und nun war noch so Mancherlei herzurichten.

„Du, Mann, hast Du einen Augenblick Zeit? Ich möchte mit Dir wegen der Anzüge der Knaben —“

„Ja, ja! Aber nur rasch! Ich habe es sehr eilig.“

„Sieh, das sind Gustav's und Theodor's beste Hosen. Meinst Du nicht, daß sie ein paar gute, neue Anzüge haben müßten?“

„Um, ja!“

„Und Hüte sind allen Bieren nötig. Und ist es Dir denn recht, daß ich die Meiber und Paletots für Anna und Edith bei Mose bestelle?“

„Um, ja!“

„Und sieh, bitte noch! Das ist nun mein Bestes augenblicklich. Ich wollte so gern, daß Du mit mir zu Herzog gingest und das neue ansuchtest.“

Der geplagte Mann mit seinem guten Fassungsvermögen für Zahlen überlegte nach diesen Aufzählungen rasch, welche Nebenkosten die Reise

nach erheische. Das „Um, ja“ wich bei diesen weiteren Angriffen auf seine Gutmütigkeit und Kasse einem: „Ja, aber hast Du denn einen Ueberschlag gemacht?“ und einem hierauf folgenden zerstreuten Gemüths aus dem sich anfänglich schüchterne und allmählich bestimmtere Gemüths hervorkahlten.

„Nun, dann müssen wir's aufgeben. So können wir nicht reisen, resolvire die Frau. „Und Edith hat es so nötig! Doktor Theodor war gestern hier. Er will durchaus, daß sie an die See kommt.“

„Ganz gut, ganz gut! Es ist ja auch mein Wunsch, liebe Emma, aber wir müssen vor Allem rechnen. Es geht doch nicht —“

„Hat Töpfer Ja gesagt?“

„Er will sehen.“

„Du meinst also?“

„Wohl, aber damit ist's nicht gemacht. Ich soll doch wieder zurück bezahlen.“

Frau Titel fand diese Bemerkung etwas überflüssig. Das war ja selbstverständlich, und das fand sich. Die Hüte für die Bieren, die Meiber und Paletots, die Anzüge für die Jungen, das Neue für Frau Emma und dazu noch ein Duzend andere Dinge — da einmal neue Kleidungsstücke die Präntension haben, mit den alten durchaus nicht mehr verleben zu wollen — wurden angeschafft. Wenn das Alles gleich hätte bezahlt werden sollen, so wäre die Hälfte des ganzen Töpfer'schen Vorstoßes draufgegangen. So wurde zunächst auf Kredit genommen.

Mit vorwurfsvollen Gedanken und in Folge dessen recht verdrießlich rüstete sich für sein Theil Herr Titel zur Reise.

Auch sonst war die Stimmung nicht so recht fröhlich. Die Genschezeugnisse der Knaben ließen zu wünschen übrig. Das neue Kleid der Frau war nicht fertig geworden und mußte nachgeschickt werden. —



Angerlich, sehr ängstlich! Und eine geheime Stimme flüsterte ihr über das zu, daß es viel richtiger gewesen wäre, die so nöthigen drei Fackeln...

„Nun, wenn Edith sich täglich fleißig Bewegung machte, früh zu stehen und früh aufzustehen, konnte sie sich auch zu Hause erholen, und die beiden Jungen verdienten für ihre Faulheit eigentlich gar kein Verzeihen.“

„Aber dann kam doch wieder die Erwägung, daß alle Bekannte fortzuziehen, und die hatten doch auch nicht mehr, und in der furchtbaren Nacht zu Hause zu bleiben, das war doch wirklich nicht zu verlangen!“

„Als Bertha die Koffer von Boden herbeigebracht hatte, zeigte sich, daß nur ein einziger, ein kleiner, einigermassen handgemätheltes Aussehen. Die anderen machten den Eindruck, als ob sie eine Reise um die Welt gemacht und dabei Kopf und Kräfte verloren hätten.“

„Nun nehmen Sie nur gleich wieder fort!“ befahl die Frau und zeigte auf einen mit Sechsbündel bezogenen Kasten, der bezüglich des Haarschnittes dem blanken Kopfe eines alten Junggesellen glich.

„Wir können ja ein paar Koffer mieten“, meinte Anna.

„Und drei große Koffer wurden wirklich gemietet.“

„Noch bis spät in die Nacht sah Frau Titel und Sophie die Sommerkoffer der Knaben. Nicht Einer hatte heile Fußspitzen. Was die Jungen für unglücklich energische Jelen hatten!“

Als die Sonnen- und Regenmaschine gemustert wurden, zeigten sich bei diesen Krankheiten, die jedenfalls intensiverer Natur waren, als bei den Weiden. Einer glich einem Sturmogel, dem die Flügel angeknüpft und geknickt waren; ein anderer ließ sich trotz kunstreicher Verarbeitungen nicht mehr auflappen, und ein Sommerkoffer hatte sich so schlecht gegen die heißen Strahlen des Frühjahrs gewehrt, daß er in der Weidung seiner Farben einem Regenbogen glich.

Selbst sah er aus, als er aufgegeben war. Zu repariren war nicht mehr viel an allen. Was nun? — Wie die Mäuse um das Kornfutter, so sammelten sich die Insekten um diese Sommerreise!

Endlich waren der Postbote und die Zeitungsfrau benachrichtigt, die Schiffe (zwölf Leihbibliotheksbände mit dem Neuesten von Wildenbruch, Heine, Frangois und Lindau) eingepackt, der Kanarienvogel dem Portier übergeben, die Koffer zur Herberge gelassen und Bertha „gut aufpassen“ zu dem „neuen Umgang mit dem Füllhalter“ anbefohlen worden.

Da eine Reize selbst für den Sparkasten immer ein Drittheil mehr kostete, als er berechnete — die Zahlen wollen nie, wenn sie mit dem wahren Sachverhalt aufzutreten sollen, kommen aber ungeteilt wie Waldmännchen, wenn man sie zum Tode wünscht — so begann auch diese gleich auf dem Bahnhof mit einer fremdlichen Enttäuschung. Ueberfracht 14 Mark 5 Schilling! Herr Titel griff in die Tasche, und jene unangenehme Reize, die sich bei ihm schon während der Verlobungszeit über der Nase gezeigt hatte, wenn seine Braut ihn warten ließ, oder eifersüchtig war, oder Knöpfe an ihren Kleidern oder Handschuhen schliel, wurde sichtbar.

„Ah! Und die Hige in dem Korp!“ Das war auf der ersten Haltestation schon kein Durs mehr zu nennen, der die Familie quälte. Also über Seilwasser und was sonst dazu gehört!

Als endlich nach Aussteigen, Einsteigen, Abladen und Koffertragen die Familie Titel die Sommerwohnung unweit des Strandes bezogen hatte, als sie sahen, daß die Betten kurz, die Kissenlang trotz sommerlicher Sonnenstrahlen nicht vorhanden, die Kommoden ohne Schlüssel und die Bretterwände so dünn waren, daß man von der Nachbarschaft jedes Geräusch und jedes ungeschicklich-inimere Geräusch zu hören vermochte, die Badelarien doch sehr theuer, das Essen sehr knapp und nur zum Durs gut, der Strand entweder gähmend langweilig, oder doch wegen entfernter Toiletten anderer Lustwandelnden Kerger erregend war, fiel's wie Staub auf das Gewissen der Frau Emilie. Aber sie schwieg. Sie vermochte schmerzlichere Enttäuschungen zu ertragen! Sie war eine groß angelegte Natur!

Nach einem Aufenthalt von sechs Tagen, gerade als Herr Titel eine Expedition in die Umgegend abgedeutelt worden war, begann sich der Himmel zu unwillen, die See kränzelte auf ihrem dunklen Spiegel allerlei leuchtendes, und zufolge eines konstanten Südwestwindes begann ein Ausstrom vom Himmel, das vermöge seiner Beharrlichkeit die ältesten Berichte über andauernde Regenperioden in den Schatten stellte.

Die Stiefel und Schuhe troffen Morgens jeder Wische, namentlich die in dieser Gegend fabricirten. Die beiden neuen Kleider von Anna und Edith — „Mein Gott! Dattet Ihr denn keinen Regenschirm?“ rief Herr Titel zornig, als er diese von Wasser getränkten Fäden in Augen blickte — waren so gut wie hin, und die beiden Jungen, meistens auf das gemeinsame kleine Wohnzimmer angewiesen, legten Stegeleien an den Tag, die, wenn man dergleichen hätte vorher ahnen können, wohl, wie sich Frau Emilie erregt ausließ, Veranlassung hätten geben können, sie von der Bergnützigung dieser „Bergnützigungstreife“ ganz auszuschließen!

Welche Drohung in diesem Ausspruch lag, zeigte sich bei Ferdinand, dem Jüngeren.

„Na, 's ist auch was Rechtes“, spöttelte er zähneknirschend und stürzte die Ellenbogen auf die Fensterbank, legte die Hände an die Waden und betrachtete die durch den Nebel und den Regen verwischten Grenzen zwischen Himmel und Wasser.

Aber „gesund“ war der Sommerausflug! Ein Abort hatte sich entwickelt, daß zwei Portionen „drüber“ nothwendig wurden. Nachmittags um vier Uhr stellten sich bei den Knaben Neigungen zu Butterbrot ein, die auf die kräftigste Entwidlung ihres Körpers schrieben liehen. Auch war es erhehend, daß Bertha in einem sehr gut silicirten Schreiben, von einer Regenperiode in Berlin Meldung machte. Es lautete zur frohen Ueberraschung der Jungen, denen durch dasselbe wenigstens eine frische, fröhliche Abwechslung wurde, wie folgt:

mittags um vier Uhr stellten sich bei den Knaben Neigungen zu Butterbrot ein, die auf die kräftigste Entwidlung ihres Körpers schrieben liehen. Auch war es erhehend, daß Bertha in einem sehr gut silicirten Schreiben, von einer Regenperiode in Berlin Meldung machte. Es lautete zur frohen Ueberraschung der Jungen, denen durch dasselbe wenigstens eine frische, fröhliche Abwechslung wurde, wie folgt:

„Da Frau Kästlin Nagricht wünschten is nichts besonderes passiehd, nur das es hier immerzu gerechnet und von oben durggerechnet in die Spisekammer un die Dede is durg und durg gerechnet ob ich es machen lassen soll. Herr Wurz war hier und frachte nag die Herrschaften sonst Niemand es waren einige mit Regnungen hier ich sagte sie sollten wiederkomm. Es grüßt Bertha Stuzner.“

Der Kahnabrienbochel is plödslich gestorben der Bordjeh meinte er war schon so mattdöhsig gewesen als er ihm getriecht hadde.“

Mit dem Worte „mattdöhsig“ (Bertha war eine Hamburgerin) trieben in der Folge die Jungen ein ausdauernd verträgliches Spiel. Bald wurden Anna und Edith damit erfreut. „Du bist wohl mattdöhsig!“ rief Ferdinand — bald bewarfen sie sich selbst damit und lachten. Bertha hatte wirklich unsterbliche Verdienste um den Anfall der Sommerreise!

Endlich hellte sich nach einer Sturm- und Drangperiode von über zehn Tagen der Himmel wieder auf und sandte nun, gleichsam um gut zu machen, aber leider in unverständiger Ueberfülle, solche Sonnenstrahlen vom Himmel, daß man selbst auf dem Wasser nach Erlösung schrie. — Wenn der Tag kam, schulte man sich nach dem früheren Dausch der Nacht, und da dieser, trotz geöffneter Fenster, ausblieb, wälzte sich die gesamte Badegesellschaft schlaflos und von unerträglich Hitze geplagt, im Bett.

„Ach! Wie wundervoll waren doch die kühlen Räume der Berliner Wohnung! Wie herrlich, nach Tisch ausruhen zu können im eigenen Zimmer, an den Tischfrant, ins Badezimmer gehen zu können zu jeder Zeit, um sich erfrischende Douchen auf den Kopf zu gießen! Selbst die Passion, welche Edith für einen jungen Referendar gefaßt hatte, der sich im Wohnzimmer des Kurhauses Herrn Titel vorstellen ließ und sich der Familie in der Folge angeschlossen, litt unter solcher Hitze. Aber auch der Geldbeutel machte fortwährend Krankheiten durch, die einen tödlichen Charakter anzunehmen drohten. Herr Referendar Munk wurde fast täglicher Gast, und da keine Aufmerksamkeiten die Freundschaft erhalten, so wurden um seinerwillen allerlei Dinge in Scene gesetzt, die sonst unterlassen worden wären. Eine Tagespartie zu Wagen kostete Alles in Allem allein über fünfzig Mark, und bei dieser blieb es nicht.“

Kerger erregend war auch das Benehmen einiger Berliner Bekannten, welche sich in höheren Stellungen befanden. Ihr Gruß war höflich, aber kalt, und bei dem Versuche einer Annäherung, die von Seiten Frau Emilens gemacht ward, erfolgten herbe Enttäuschungen und stiller, heftiger Kerger dazu.

Und nun waren auch die letzten acht Tage herangerückt, in deren genußreicherem Charakter sich bereits die Gedanken der Zukunft mischten: Heimkehr — Eingewöhnung — Hausweien — Musikstunde — Schule — Komptoirzeit — tägliche Sorge — kurz, des Lebens Pflicht mit seiner Nüchternheit und seinem kalten Athem stieg empor. Aber das war doch nur einmal, und die Veränderung brachte doch auch vielleicht Lichtblicke! Frau Emilie überlegte, daß sich möglicher Weise ein außerordentliches Resultat ergeben könnte: eine dauernde Annäherung zwischen Edith und Herrn Munk. Freilich — über seine Vermögensverhältnisse war zur Zeit nichts in Erfahrung zu bringen, und vom Referendar bis zum belohdenden Professor lag, wie zwischen Welches Grund und Rand, ein gänzlich unbekanntes Land!

Aber die Aussichten für ein junges mittelloses Mädchen waren überhaupt sehr kläglich, und sie selbst, Frau Emilie, hatte seiner Zeit auf Herrn Titel achtundehnhalf Jahr voll sanfter Geduld gewartet! Ein charmanter Mensch war der Referendar, und was er von seiner Familie in Berlin erzählte, gab zu den besten Hoffnungen Veranlassung. Selbst die Jungen mochten ihn. Er badete mit ihnen, schwamm weit hinaus und segelte einmal so tollkühn in die See, daß ein fremdes Fahrzeug sie ins Schlepptau nehmen mußte.

Aber am drittlezten Tage vor der Abreise ereignete sich etwas, was das stärkste Herz erschüttern konnte! Es trafen Verwandte von Herrn Munk aus Breslau ein: ein Oberlieutenant nebst Frau und Tochter. Die letztere — des Referendars Koufine — war selbst für ten ausgeprägtesten Reiz eine bezaubernde Erscheinung und für Herrn Munk jedenfalls so hinreichend, daß er die Spuren der Titel'schen Familie gänzlich verlor. Die Wirkung von Edith's Badetur war in Folge dessen völlig illusorisch geworden. Das Mädchen hatte wieder die alte, blasse Gesichtsfarbe, klagte über schreckliches Kopfschweh und Abspannung und sah da, wie der inzwischen verkehrte „mattdöhsige“ Kanarienvogel, wenn er krank gewesen war und Futter verweigert hatte. Drei Tage nach der Rückkehr — es war an einem Sonntage — sah Herr Titel in seinem Zimmer und rechnete: Fünshundert Thaler waren im Ganzen drangegangen, beläufig der vierte Theil seiner ganzen Jahresseinnahme als Beamter. Und das Aequivalent? Das Einfaugen von anderer Luft und vielen heftigen Kerger erforderte ein Jahr der größten Einschränkung, wenn die monatlichen Abzahlungen an Herrn Töpfer innegehalten werden sollten.

Herr Titel, ein braver Mann, zahlte ab, aber es berührte ihn doch recht unangenehm, wenn er Sonntags mit der Familie hinausging und Alle nur so eben, eben herausgeputzt waren, zu Fuß laufen mußten und — und —

„Mein, Frau, in den Zoologischen, das kostet zu viel! Wir müssen sparen!“

ern gegen den... men überlegen... in bösen Mann... überzige Gen... recht — Gleich... kann aus der... ich weiß nicht... ein Symbol... ein und dem... er unerschütter... dieses keine... rief Phöbe... ein Schwärze... ob das recht... ihm bilden... aufheben!“... unter dem... e, im Dasein... e kommen, um... Erde, auf der... Diecklingwie... Dahnemeyer?... einem neuen... Ruhe mo... doch vorgehen... lte Reize ih... Ausgesprochen... und rief:... rr, wo haben... sollen lange... Schiden Sie... dem Dors?... Vender, den... in den Häl... vorige Nacht... rückgenommen... rücken zwischen... es's wieder... rmer Galm... der Welt!“... Angriffen auf... Du dem ein... euten Heilbeh... ltere Einwirk... nicht rein... r Drosen nur... t.“... liebe Emilie... wieder zurück... Das war ja... die Kleider... Frau Emilie... eine Reizung... mehr verleben... hätte bezug... en Vorsicht... ht verdrießlich... Die Seichter... neue Kleid der... ft werden. —



# Blätter und Blüten.

**Liebesgaben.** (Mit Illustration S. 489.) Die Liebe macht erfinderisch — gewiß. Sie beflügelt die Phantasie und läßt Menschen, Dinge und Verhältnisse oft anders erscheinen, als das nüchternere Menschenkind sie sieht, und so mögen die Gaben der Liebe für Geber und Beschenkte oft auch einen Reiz haben, der ihnen an und für sich nicht innewohnt. Ein ärmliches Band, eine weisse Blume — wie lange bewahrt man sie nicht und wie zärtlich betrachtet man sie nach Jahren wieder und wieder! Der Skeptiker aber wird von solchen Sachen nicht ohne Ironie sprechen und unserm Soldatenliebchen seinen Beifall zollen. Soldaten sind praktische Leute, und sie wissen ihre Herzdamen auch praktisch zu erziehen. Wenn unser waderer Burche so liebevoll und dankerfüllt zu seinem Schätzchen aufblickt, während draussen der Trompeter schon zum Sammeln bläht, so wird ihn auch der Skeptiker begreifen. Das Burchebüchelchen, das aus dem Bündel hervortragt, beweist zu deutlich, daß die schamde Dirne das Nüchtige getroffen hat, und was mag erst der Liebste empfinden, der das Bündel in beiden Händen hält und also auch bereits das Wohlgefühl des ganzen Inhalts hat! Das sind Liebesgaben, die auch selbständigen Reiz haben, und wie mögen sie schmecken draussen im Vivonat nach des Tages Last und Mühen!

**Pferdetransport in Ungarn.** (Mit Illustration S. 497.) Für den Thierfreund im allgemeinen, wie für den Sportmann im besondern, dürfte es kaum eine interessantere Scene zur Ergötzung wie zum Sublim geben, als jene, welche die Künstlerhand H. Lang's auf unserm Bilde mit nahezu photographischer Treue fixirt hat. Von dem Flug um sich blühenden Wäldchenschimmel, dem intelligenten, selbstbewußten Führer der Schar, bis zum Mutterföhlen, das trotz des stürmischen Lautes Zeit zu jugendlich muthwilligen „Seitenzweigen“ findet — welche Fülle, und zugleich welche reiche Variation von ungezügelter Kraft, anmuthiger Wildheit, ungestümmter Freiheitsdrange! Und welche Harmonie des Schauplatzes mit dieser Staffage! Ist's nicht, als ob Wind und Wolken einen Weirlauf anstellen wollten mit ihren wie toll einher wirbelnden vierfüßigen Konkurrenten, als wäre dieser Boden in seiner end- und hemmungslosen Monotonie von der Schöpfung eigens bestimmt zum Tummelplatz von Ross und Reiter? Ja ja, Held Arpad und sein Volk hatten guten Grund, gerade hier die lustigen Zelte aufzuschlagen, und weist auch heute der Magnare mit stolzem Selbstgefühl auf den ungeahnten Aufschwung seiner glänzenden Metropole, eine kurze Stunde genügt, um fast ohne Uebergang aus dem Gemüthe der modernen, von deutscher Bildung und Kultur durchdränkten Großstadt in die alte menschenleere Wildniß zu gelangen und die Urenkel derselben keinen, windschnellen, unermüdbaren Krosse, wie jener schmurrbärtigen, krummbeinigen, kulturfeindlichen Reiter zu schauen, welche vor tausend Jahren Europa verheerend heimsuchten, nach Pest und Heuschrecken die dritte asiatische Plage jener plagereichen Zeit. Gott sei Dank, sie ist vorüber, und was davon geblieben, hat neben dunkeln Schatten auch

keine Lichtseiten. Aus den Nachkommen dieser wilden Reiter und Horden bezieht der österreichische Staat zum großen Theile jenes Kraftstoffes, unwürdige Material, welches einen nicht zu verachtenden Theil seiner Reichmacht bildet. Tausende solcher halbwildler Pferde werden daher alljährlich den verschiedenen Astenplätzen zugeführt, und — irren wir nicht — steht oder galoppirt vielmehr auch die ganze ungeliebte Gesellschaft am Wendepunkt des Lebens; was da noch so übermüthig gähnschäumt und übersprudelt, unter dem „eisernen Muß“ wird es sich bald geduldig regelrechter Arbeitsleistung beugen. Unerbittlich wie das Schwert zeigt der Reiter mit der Peitschenspitze die Richtung des neuen Weges, die stolze Schar leidet nach kurzer Herrlichkeit unter Woffenschimmer und Trompetenklang einem nur allzu dunklen Endlose entgegengeführt.

**Der neue „Gartenlaube-Kalender“.** Schon der Begründer unsern Familienblattes, der unvergessliche Ernst Keil, hatte sich mit dem Gedanken getragen, zunächst für die Abonnenten der „Gartenlaube“ einen Familienkalender zu schaffen, welcher, im Geiste der „Gartenlaube“ geschrieben, gewissermaßen eine Ergänzung derselben bilden und in gewissem Sinne ein Ersatzmittel zu billiger Preise alle jene zahlreichen Radfahrer und Reiter enthalten sollte, deren Jedermann im täglichen Leben notwendig ist. Daran sollten sich, so weit es der Raum gestattete, noch allerhand Gaben für Herz und Gemüth, hübsche Erzählungen, Humoresken, Gedichte etc. und endlich gute belehrende Artikel populär-wissenschaftlichen Inhalts reihen, damit der Kalender einen dauernden Werth als Familienbuch erhalte. Diesen Plan, welcher sich unter den nachgelassenen Papieren Ernst Keil's vorfand, haben nun seine Nachfolger aufgenommen und ausgeführt. Schon im vorigen Jahre begannen die Vorbereitungen dazu. Bezeichnend wurde die Ausführung in diesem Jahre dadurch, daß von anderer Seite — wie wir unsern Lesern bereits mittheilten — ein sogenannter „Gartenlaube-Kalender“ angekündigt wurde, welcher unter seinem unipiriren Titel lediglich nichts mit der „Gartenlaube“ gemein hat. Gegen eine solche Titel-Aneignung, welche doch ganz dazu angethan ist, in dem Publikum die falsche Vorstellung zu erwecken, daß ihm hier ein von der „Gartenlaube“ ausgehender neuer Kalender geboren werde, gewähren unsere Besizer leider keinen Schutz. Das Einzige, was wir dagegen thun können, ist, unsere Leser auf die Thatsache aufmerksam zu machen und sie zu ermahnen, beim Kauf des Kalenders wohl darauf Acht zu haben, daß sie den richtigen, vom Verlag der „Gartenlaube“ (Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig) herausgegebenen erhalten. Derselbe zeigt auf der Einbanddecke die allbekannte Titelfigur der „Gartenlaube“.

So empfehlen wir denn unsern neuen „Gartenlaube-Kalender“ der Günst und freundlichen Aufnahme unserer Leser. Findet er die, so soll er im nächsten Jahre und so fort alljährlich wiederkehren.

**Inhalt:** Trudens Geirath. Von W. Heimburg (Fortsetzung). S. 486. — Angelita. Illustration. S. 486. — Kulturhistorische Modelbilder. 1. Die Geirath von Kerke. Von Karl Braun-Biedel. S. 488. — Fuzgen in Bayerns Umgebung. Von August Jäger. S. 492. Mit Illustrationen S. 492, 493 und 494. — Hornige Käse. Ein Roman aus der Gesellschaft. Von Wilhelm Koabe (Fortsetzung). S. 494. — Studien aus dem Leben. Von Hermann Geiberg. 1. Eine Padersee. S. 498. — Blätter und Blüten. Liebesgaben. S. 500. Mit Illustration S. 489. — Pferdetransport in Ungarn. S. 500. Mit Illustration S. 497. — Der neue „Gartenlaube-Kalender“. S. 500.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## „Gartenlaube-Kalender“

für das Jahr 1886.

8. 251 Seiten mit zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, eleg. geb. Preis M. 1.50.

Von dem reichen Inhalt, welcher, außer einem vollständigen Kalendarium, den üblichen Kalender-Notizen, zahlreichen praktischen Rathweisen und Tabellen, guten populär-wissenschaftlichen und überhaupt belehrenden Artikeln, besonders auch gute Erzählungen, Humoresken, Gedichte etc. bringt, geben wir im Nachstehenden einen kurzen Auszug:

**Kalendarium, statistische Nachweise, Tabellen etc. etc.** — **Schloß Grimnitz.** Eine Erzählung aus alter Zeit von M. Eichler. Mit Illustrationen von A. Weigand. — **Orientalische Sprüche.** Uebersetzt von G. Sommer. — **Großmütterchen.** Von W. Heimburg. Mit Illustrationen von Alexander Bich. — **Leiden eines Kellners.** Schilderungen aus dem Leben einer Großstadt. Von Hermann Geiberg. Mit Illustrationen von Fritz Bergen. — **Papa muß lachen.** Humoreske von Emil Peshkan. Mit Illustrationen von Fritz Bergen. — **Die Schwestern.** Ein Bild aus engem Rahmen von M. Lem. — **Der Straßenräuber.** Eine wahre Geschichte von Karl Braun-Wiesbaden. Mit Illustrationen von Fritz Bergen. — **Sprüche von Emil Kittershaus.** — **Gedichte in deutschen Mundarten: Steirisch** von P. A. Kofegger. **Wienerisch** von V. Chianacci. **Schweizerisch** von Arnold Halder. **Oberbayerisch** von Karl von Leßner. **Palzisch** von A. Karad. **Elßassisch** von Ludwig Schwegans. **Schwäbisch** von A. Ortmanngott. **Frankfurterisch** von Friedrich Stolke. **Plattdeutsch** von Klaus Großh. und von Adolf Hirtsdorf. **Koburgisch** von Fritz Hofmann. **Sächsisch** von Edwin Bornmann. **Volgäländisch** von Gottfried Daehler. **Schlesisch** von Olga Seiffert. — **Blätter und Blüten.** — **Trost bei schweren körperlichen Leiden.** Von Geheimrath von Maßbaum in München. — **Wetter und Wetterprognosen.** Von Dr. H. J. Klein. — **Der Bürger und Geschäftsmann vor Gericht.** — **Ein Kapitel für den deutschen Staatsbürger.** — **Das Versicherungswesen der Provinz.** Von Dr. W. Gallus. — **Vom Wäckermarkt.** Von Rudolf von Gottschall. — **Auskan auf dem Gebiete der Technik.** Von G. van Münden. — **Deutsche Thätigkeit auf dem Gebiete der Kolonisation und Entdeckung.** Von Dr. Emil Jung. — **Rückblick auf die Tagesgeschichte** (mit Illustrationen). Von Arnold Perls. — **Todenschau** (mit Portraits). — **Herzblättchen.** Illustration von Dr. Pöhllein. — **Jägers Raß.** Illustration von Eduard Gröhner. — **Der kleine Hubens.** Illustration. — **Mädel ruck!** Illustration von Ad. Lüben etc. etc.

Der Kalender, im Geiste der „Gartenlaube“ geschrieben, wird sich hoffentlich rasch Eingang verschaffen und gern gesehener treuer Hausfreund in der deutschen Familie werden.

Ein dieser Nummer beigelegter Bestellzettel kann zur Bestellung in derselben Buchhandlung, von welcher man die „Gartenlaube“ bezieht, benutzt werden. — Postabonnenten wollen sich gefl. an die nächstgelegene Buchhandlung, oder wo dies, wie z. B. im Auslande, auf Schwanstein steht, unter Beifügung des Betrags incl. Kreuzbandporto in Briefmarken direkt an die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung wenden.

Leipzig, 21. Juli 1885.

Ernst Keil's Nachfolger.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Erdner in Stuttgart. Redacteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, Druck von H. Biede, sämtlich in Leipzig.